

Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit

Hirschauer, Stefan

1989

<https://doi.org/10.25595/150>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hirschauer, Stefan: *Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit*, in: Zeitschrift für Soziologie : ZfS, Jg. 18 (1989) Nr. 2, 100-118. DOI: <https://doi.org/10.25595/150>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit

Stefan Hirschauer

USP Wissenschaftsforschung, Postfach 8640, Universität Bielefeld, D-4800 Bielefeld

Zusammenfassung: Mit einer ethnographischen Feldstudie wurde die interaktive Hervorbringung ‚offensichtlicher‘ und ‚natürlicher‘ Geschlechtszugehörigkeit untersucht. Einen Zugang hierzu bot die Irritation von Verhaltens- und Wahrnehmungsroutinen bei Transsexuellen und bei in ihren Geschlechtswechsel involvierten Teilnehmern. Anhand von Gesprächstranskripten wird die kunstvolle Darstellung- und Attributionspraxis in der alltäglichen Geschlechtsunterscheidung beschrieben. Die soziale Existenzweise von Geschlechtern wird als Geschlechtszuständigkeit bestimmt. Damit werden die moralische Dimension des Verleihs von Geschlechtsgeltung und die interaktiven Beziehungen hervorgehoben, in denen Teilnehmer in der Geschlechtskonstruktion kollaborieren. Gegen die in der Geschlechtersoziologie vorherrschende Vorstellung vom Körper als biologischer Basis zivilisatorischer Elaboration wird eine soziale Konstruktion des Körpers behauptet, die als eine Praxis ihre Reproduktionsbedingungen in den Beziehungen konstruierter Geschlechter hat.

1. Die kulturelle Konstruktion von Geschlechtern¹

Alle Menschen sind für alle Zeiten in zwei Geschlechter unterschieden. Wir sind, ob wir wollen oder nicht und was wir tun oder lassen entweder Männer oder Frauen. Dies ist eine in der Natur begründete Tatsache. Auf der Grundlage dieser von biologischen Theorien bestärkten Alltags-selbstverständlichkeit hat die Geschlechtersoziologie beschrieben, wie biologische ‚Anlagen‘ von sozialisatorischen ‚Umwelt‘-Einflüssen ergänzt, der ‚Sexualdimorphismus‘ von kultureller Symbolik umrankt, die ‚Reproduktionsphysiologie‘ in Arbeitsteilung fortgesetzt und von ‚Geschlechtsrollen‘ überformt werden. Die englischsprachige Soziologie hat sich mit der Gegenüberstellung von biologisch unveränderlichem ‚sex‘ und kulturell variablem ‚gender‘ auch in ihren Grundbegriffen in dieser disziplinären Arbeitsteilung mit den Naturwissenschaften eingerichtet. R. Connell bringt die dahinter stehende Vorstellung auf den Begriff, „that natural difference is a ‚basis‘ of gender, that the social patterns are somehow an *elaboration* of natural difference“ (1985: 268; Hvhg. S. H.). Die soziale Dimension der Geschlechterwirklichkeit

erscheint auf die ‚Ausschmückung‘ einer natürlich gegebenen Basis reduziert.²

In die Vorstellung zivilisatorischer Elaboration eines biologischen Substrats ist etwas Bewegung gekommen, seit die *Kultur-anthropologie* eine kulturelle Relativität von Geschlechtsklassifikationen thematisiert³ und seitdem *mikrosoziologische Studien* über Transsexuelle Teilnehmer-Leistungen in der Herstellung des ‚natürlichen Unterschieds‘ aufzeigten. In der Theorie kommt nun neben dem Elaborationsdenken die Vorstellung eines kulturellen *Entgegenwirkens* auf, die eine größere Eigenständigkeit des Sozialen betont. Goffman meint, daß die Gesellschaft, nachdem sie in einer Initialunterscheidung bei der Geburt auf ein von der Natur angebotenes Mittel zurückgreife, biologische Vorgaben ausbauen, aber auch übergehen und neutralisieren könne (1977: 302f. und 330). Auch Connell sieht den Körper als Objekt einer ‚negierenden‘ Praxis und in Deutschland schließlich vertritt H. Tyrell (1986: 455ff.), daß in der gesellschaftlichen Evolution die dichotome Klassifikation eher *gegen* die Körperformen der Geschlechter entwickelt wurde. Die Annahme eines kulturellen Entgegenwirkens teilt jedoch mit der Vorstellung zivilisatorischer Elaboration die Un-

¹ Ich danke allen in diesem Text direkt oder indirekt zu Worte kommenden Helfern: den transsexuellen und nicht-transsexuellen Teilnehmern an meiner Studie sowie für kritische Anmerkungen besonders Jens Lachmund, Karin Knorr und Klaus Amann. Die Finanzierung der Studie ermöglichten die Friedrich-Naumann-Stiftung und die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

² Zur Ablehnung der mit der sex/gender-Unterscheidung verbundenen Vorstellung einer ‚Pyramide‘ von Emergenzniveaus s. a. Mol 1988

³ Broughton vor allem Martin Moore-Jones 1975, Ortner/Whitehead 1981, Pomata 1983

terstellung eines *außerkulturellen* Tatbestandes.⁴ Ziel dieses Aufsatzes ist, dagegen die These einer *sozialen Konstruktion des Geschlechts* plausibel zu machen, die den Körper nicht als Basis, sondern als *Effekt* sozialer Prozesse sieht. Dabei greife ich auf Elemente einer Theorie der Geschlechtskonstruktion zurück, die sich in der konstruktivistischen Kulturanthropologie besonders von S. Ortner/H. Whitehead (1981) sowie in mikrosoziologischen Studien von Garfinkel (1967), Kessler/McKenna (1978) und Goffman (1977, 1979) finden. Diese Elemente will ich begrifflich zusammenführen und empirisch weiterentwickeln.

Den Körper als ‚Basis‘ zu bestreiten heißt dreierlei:

1. Der Rekurs auf ‚natürliche Unterschiede‘ ist ein Rekurs auf eine kulturell konstituierte *Zeichenrealität*. Der Einschätzung des menschlichen ‚Sexualdimorphismus‘ als besonders ‚groß‘ (Devereux 1967: 223) oder eher ‚klein‘ (Birdwhistell 1970: 41, Tyrell 1986: 454ff.) fehlt ein *Bedeutungsbegriff*. Es wird versucht, die kulturelle Signifikanz von körperlichen Unterschieden in recht beliebigen Quantitätsbestimmungen als ‚an sich‘ bedeutsam oder unbedeutend zu fixieren. Damit werden empirische Fragen nach Signifikanzen im *jeweiligen kulturellen Kontext* und systematische Fragen nach der *Konstruktion* von Bedeutungen erschwert. Beide stellen sich erst, wenn zum fiktiven ‚Ausgangspunkt‘ die Bedeutungslosigkeit (bzw. absurde Bedeutungsüberfülle) körperlicher Phänomene und Verhaltensweisen gemacht wird. Die kulturellen Objekte, deren Besetzung mit geschlechtlichem Sinn zu rekonstruieren sind, sind vor allem: die Genitalien (als *Geschlechtsinsignien*), Darstellungselemente (als *Geschlechtsindizien*) und Personen (als Träger von *Geschlechtsgeltung*).

In der konstruktivistischen Kulturanthropologie werden „sexual meanings“ in verschiedenen Ethnien untersucht, indem zur Ausgangsfrage gemacht wird, was sonst als selbstverständlich gilt:

„*what ‚men‘ and ‚women‘ are*“ (Ortner/Whitehead 1981: 1). Der entscheidende Befund der vergleichenden Studien scheint mir, daß kulturelle Bedeutungsgehalte der Geschlechtskategorien auch unterstellte körperliche ‚Kernbedeutungen‘ transzendieren können, also nicht nur Konnotations-, sondern auch Denotationsunterschiede aufweisen. G. Pomata resümiert ihre Darstellung von Ethnophysiologien: „... ‚Frau‘ ist kein ‚natürliches Symbol‘. Es hat keine wesentliche und universale Bedeutung.“ (1983: 123)⁵

Für die Frage der Bedeutungskonstruktion ist S. Cucchiaris Feststellung wichtig, daß die Genitalien nicht einfach aufgrund ihrer Gestalt Geschlechtszeichen sind (1981: 54). Ihre Unterscheidung führt nicht automatisch auch zur Klassifikation von Personen, sondern nur aufgrund einer entsprechenden geburtlichen Zuschreibungspraxis und einer präkonstruierten Zeichenhaftigkeit der Genitalien. Die Vorstellung einer Initialunterscheidung trägt nur unter dieser Voraussetzung und nur für die Geschlechtskennzeichnung eines Individuums. Die kulturelle Wirklichkeit zweier Geschlechter aber kann nicht aus einem Unterschied der Genitalien ‚folgen‘, da sie Geschlechtszeichen nur im bereits bestehenden Kontext dieser Wirklichkeit sind.

Die Geburtssituation ist allerdings eine besonders prominente soziale Situation, in der die Bedeutung der Genitalien hergestellt wird. Wenn Teilnehmer ein neues Gesellschaftsmitglied ‚kennenlernen‘, versuchen sie, Organe als Zeichen seiner Geschlechtszugehörigkeit zu lesen, die in dieser Situation der einzige ‚gute Grund‘ sind. Die Hebamme weiß etwa, daß jene Hautfältelungen dort zwischen den Beinen bedeuten, daß es sich um einen ‚Jungen‘ handelt, daß diese Organe einem sozialen Platz entsprechen. Ihr Satz „es ist ein Junge“, der sich implizit auf die Genitalien bezieht, ist, auch wenn deren Leserlichkeit nur selten Probleme bereitet, eine *konstruktive* Feststellung, weil er ihre Bedeutung erneuert.

Neben solchen sprachlichen Festschreibungen bei der Geburt können rituelle Praktiken wie Tätowierungen oder eine ‚vereindeutigende/reinigende‘ Beschneidung und Schamhaarrasur die Geschlechtsorgane zu Kennzeichen von Gesell-

⁴ Wie diesem dann erneut Gewicht verliehen wird, zeigt sich in Tyrells differenzierungstheoretischem Ansatz etwa in folgender ‚Erklärung‘: „die *evidente* Hälftenhaftigkeit der Population hat ... eine suggestive Eigenqualität, die ‚von sich aus‘ den Geschlechterdualismus forcieren und auf dual zugeschnittene sozialstrukturelle Arrangements führen kann.“ (1986: 467). Statt der Annahme einer solchen naturalen ‚Eigenqualität‘ ist soziologisch fruchtbarer, zu zeigen, daß Arrangements wie Segregation und Paarbildung Teilnehmern eine Hälftenhaftigkeit evident *machen* können.

⁵ Pomata schlägt vor, das hieraus folgende Problem der interkulturellen Vergleichbarkeit von Geschlechtersystemen (was ist noch ‚Geschlecht‘) mit einer ‚polythetischen‘ Begrifflichkeit anzugehen, die die Geschlechtskategorien in einer *Wittgensteinischen* ‚Familienähnlichkeit‘ beschreibt. Authenticated

schaftsmitgliedern aufwerten. Aber auch die kulturell verschiedenen Urinierpraktiken (s. Duerr 1988: 225f.) können ‚natürliche Unterschiede‘ inszenieren und sexuelle Praktiken die Genitalien akzentuieren. Das subtilste Mittel der Konstruktion genitaler Signifikanz ist aber wohl ihre Konstitution als ‚Blöße‘, die schamhaft zu bedecken oder mit entsprechenden Blickkonventionen zu schützen ist. H. P. Duerr (1988) hat auf die weite Verbreitung und verschiedenen Formen dieser Scham aufmerksam gemacht.⁶

2. Der Rekurs auf ‚natürliche Unterschiede‘ ist ein Rekurs auf biologisches Wissen. Der konstruktivistische Ansatz in der Geschlechtersozio­logie nimmt eine *wissenssoziologische Perspektive* nicht nur im Verhältnis zu den anthropologisch berichteten Ethnophysiologien ein, sondern auch zu den Naturwissenschaften und den von ihnen beschriebenen ‚natürlichen Tatsachen‘. Ist der uns bekannte Körper auf wissenssoziologische Distanz gebracht, kann man mit Kessler/McKenna (1978: 73ff.) zugestehen, daß das Geschlecht eine total biologische Kategorie ist, – so wie es die neuzeitliche Naturwissenschaft in ihrer Geschichte konstruiert hat. Die Biologie schließt dabei fraglos an ein kulturell etabliertes Alltagswissen von Zweigeschlechtlichkeit an, so daß sie eben nach den Eigenschaften und Unterschieden zweier Geschlechter sucht, und nutzt Alltagsmethoden der Geschlechtszuschreibung, um ihren Untersuchungsgegenstand zu identifizieren. Denn zur Feststellung von ‚Geschlechtsunterschieden‘ und (biologischen) ‚Geschlechtsmerkmalen‘ müssen immer bereits ‚Geschlechter‘ unterschieden sein.⁷

3. Der Rekurs auf ‚natürliche Unterschiede‘ ist daher vor allem ein Rekurs auf eine *Unterscheidungspraxis*, die die Produktion expliziten Wissens erst ermöglicht. Gegenstand dieses Aufsatzes sind die Aspekte dieser Praxis, die sich auf die permanent stattfindende *interaktive Konstruktion* von Geschlechtszugehörigkeit im Alltag beziehen. Es soll gezeigt werden, daß die Geschlechtszugehörigkeit von Teilnehmern wesentlich Effekt interakti-

ver Leistungen ist, durch die kulturelle Bedeutungen in *Geschlechtsattributionen* zugeschrieben und in *Geschlechtsdarstellungen* gezeigt werden. Mit dem Begriff der *Geschlechtszuständigkeit* als sozialer Existenzform von ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ will ich ferner hervorheben, daß die Geschlechtszugehörigkeit von Teilnehmern über moralische Geltungen mit ihrer Gesellschaftsmitgliedschaft verknüpft ist.

Einen Zugang zum Aufbau der Alltagsselbstverständlichkeit zweier Geschlechter habe ich über das Phänomen des Geschlechtswechsels gesucht.⁸ Dem Aufsatz liegen Teilergebnisse einer ethnographischen Studie zugrunde, die eine einjährige teilnehmende Beobachtung in Treffen von Transsexuellen und in Situationen ihrer psychiatrischen Begutachtung umfaßte. Ferner wurden ethnographische Interviews mit Psychotherapeuten, Endokrinologen, Chirurgen, Stimmtherapeutinnen und Transsexuellen durchgeführt.

Anders als die anthropologischen Untersuchungen zur kulturellen Relativität von Klassifikationssystemen bieten Transsexuelle einen *innergesellschaftlichen* Zugang zur Kontingenz unserer Geschlechterwirklichkeit. Der methodische Grundgedanke war, sie als *Experten* in der sozialen Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit anzusehen. Ich folge damit einer Einsicht Garfinkels: „They had as resources their remarkable awareness and uncommon sense knowledge of the organization and operation of social structures that were for those that are able to take their sexual status for granted routinised, ‘seen but unnoticed’ backgrounds of their everyday affairs” (1967: 118).⁹

⁸ Auf die soziale Konstruktion dieses Zugangs, also etwa auf Prozesse der Selbstdefinition und Motivation als ‚Transsexueller‘ und die Geschichte und Praxis der diagnostischen Etikettierung, kann ich hier nicht eingehen. Unzureichend ist aber das asymmetrische Vorgehen Lipps (1986: 550), Transsexualität im Gegensatz zu Institutionen des Geschlechtswechsels in *anderen* Gesellschaften der subjektivierenden Deutung der Psychiatrie zu überlassen. Die kulturelle ‚Erklärung‘ nur des fremden Geschlechtswechsels gehört selbst zu den Normalisierungsprozessen, die soziologisch untersucht werden können.

⁹ Aus dieser spezifischen Expertise folgt nicht, daß man sämtliche Aspekte eines Geschlechtswechsels auf die Geschlechtskonstruktion von Nicht-Transsexueller (etwa die Lernprozesse von Kindern) übertragen kann.

Darüber hinaus zeigte sich im Verlauf der Studie, daß auch mit Transsexuellen in Beziehung stehende Teilnehmer über der Irritation ihrer Wahrnehmungsroutinen zu ‚Experten‘ der Geschlechtskonstruktion werden. Ohne daß einige dieser Interaktionspartner von Transsexuellen (Professionelle, aber auch Freunde und Bekannte) den Geschlechtswechsel in ihrer Wahrnehmung *mitvollziehen*, kann er kaum gelingen.

Im folgenden werde ich zunächst Konzepte zur Beschreibung der alltäglichen Geschlechtskonstruktion vorstellen, die weitgehend den Arbeiten von Goffman, Garfinkel und Kessler/McKenna entstammen (2.). Anschließend werden empirische Ergebnisse zur Geschlechtswahrnehmung (3.) und Geschlechtsdarstellung (4.) vorgestellt und auf das Thema der kulturellen Konstruktion des Körpers bezogen. Nach der Entwicklung des Konzepts der Geschlechtszuständigkeit (5.) gehe ich abschließend kurz auf einige Anschlußfragen einer konstruktivistischen Perspektive auf die Geschlechterwirklichkeit ein (6.).

2. Mikrosoziologie der Geschlechtskonstruktion

Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit kann analytisch in die Leistungen des Darstellens und Zuschreibens getrennt werden. Garfinkel resumierte seine Studie über die Geltungsarbeit der transsexuellen ‚Agnes‘: „members make happen, ...members’ practices alone produce the observable-tellable normal sexuality of persons, and do so only, entirely, exclusively in actual, singular, particular occasions through actual witnessed displays of common talk and conduct“ (1967: 181). In Ergänzung dazu verstehen Kessler/McKenna ‚doing gender‘ vor allem als Betrachteraktivität. Statt eines einfachen ‚Sehens‘ von Geschlechtern stellen sie einen komplizierten *Attributionsprozeß* fest. Sie zeigen, wie er durch das Alltagswissen von der Zweigeschlechtlichkeit gesteuert wird, indem es Teilnehmer zwingt, *entweder* Männer *oder* Frauen zu sehen und außerdem, wenn diese Entscheidung getroffen wurde, die Zuschreibung auch gegen andere ‚Evidenzen‘ fortzusetzen, weil sie eben wissen, daß Personen ihr Geschlecht dauerhaft haben und nicht einfach wechseln können.

2.1 Geschlechtsattribution

Ich verwende einen weiten Begriff von Geschlechtsattribution, der sowohl die Kontingenz

eines ‚Sexuierungsprozesses‘ (1.) als auch die praktischen Implikationen geschlechtlicher Kategorisierung (2.) umfaßt.

1. Nicht nur Personen, sondern vielen kulturellen Objekten wird eine Geschlechtsbedeutung zugeschrieben. Ich schlage vor, für diesen Aspekt von Geschlechtsattribution von ‚Sexuierung‘ zu sprechen.¹⁰ Sie kann neben Personen und ihren Körpern auch Kleidungsstücke, Frisuren, bestimmte Gesten und Körperhaltungen, Tätigkeiten und Örtlichkeiten, Namen, Pronomina und – im grammatischen Genus – beliebige Wörter erfassen. Teilnehmer können dabei wissen, daß etwa Hosen ihr ‚Geschlecht‘ anders als Personen haben: sie können für die Sexuierung von Personen bessere ‚Gründe‘ anführen als für die von Werkzeugen oder Tätigkeiten und sie können annehmen, daß Kleidungsstücke anders als Personen ihr Geschlecht historisch verlieren können. Aber das richtige Erkennen von Personen-Geschlecht und Wörter-Geschlecht sind gleichermaßen von Teilnehmern erwartete Kompetenzen.

Der Sinnzusammenhang von so heterogenen kulturellen Objekten wird zirkulär hergestellt: *den* Eigenschaften und Verhaltensweisen, die einem Geschlecht zugeschrieben werden, wird implizit auch selbst ein Geschlecht zugeschrieben. Und die Sexuierung vieler kultureller Objekte trägt umgekehrt die Bedeutsamkeit des Personen-Geschlechts.¹¹

2. Die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit von Personen umfaßt mehr als die Distinktion vom anderen Geschlecht. Kessler/McKenna postulieren: „...the question of what it means to *be* a male or a female is merely another way of asking how one *decides* whether another is a male or a female“ (1978: 3). Der hier verwendete Attributionsbegriff soll über diese operationale Definition hinaus die semantischen Implikationen der Geschlechtskate-

¹⁰ Das englische ‚Genderization‘ (s. Beardsley 1974) ist schlecht ins Deutsche zu übersetzen, und läßt auch die kulturelle Konstruktion des ‚Sexus‘ unthematisiert.

¹¹ Diese Reflexivität zeigt sich etwa darin, daß ein Verhalten mit einer anderen Geschlechtsattribution auch seine Bedeutung verändert, z. B. indem eine Geste bei einem ‚Mann‘ „ganz anders aussieht“, aber auch wenn die Tätigkeit einer ‚Frau‘ ganz anders bewertet (z. B. bezahlt) wird. Auch Hagemann-White (1985: 231) zieht aus der Relevanz von Bedeutungs- gegenüber Verhaltensunterschieden die Konsequenz, die *kulturelle* Reproduktion von Geschlechtsunterschieden zum Ausgangspunkt zu nehmen.

gorien, wie sie die konstruktivistische Kulturanthropologie untersucht, umfassen. ‚Frau-Sein‘ heißt ‚Nicht-Mann-Sein‘, aber beinhaltet auch Eigenschaften, Verhaltensbedeutungen und vor allem Wertungen, die mit einem ‚Geschlecht‘ zugeschrieben werden. Es handelt sich um ein „intertwining of description and judgement in an integral manner“ (Jayyusi 1984: 45). Reduziert man die geschlechtliche Kategorisierung von Personen auf die kognitive Entscheidung über Objektklassen (wie Männchen/Weibchen), so verfehlt man die praktischen und d. h. vor allem moralischen und politischen Dimensionen dieses Prozesses.

Seine empirische Untersuchung in kognitionspsychologischen Studien¹² erscheint deshalb, aber auch wegen deren Fragestellung und Methoden, unzureichend. Das Problem, einen ‚Augenblick‘ zu untersuchen, ließ experimentelle Situationen geeignet erscheinen, um dieses halbsekündige Ereignis zu kontrollieren. Man ließ Stimmen, Puppen und Zeichnungen auf ihr Geschlecht einschätzen und kam zu Aussagen darüber, auf welche Parameter (etwa: Frisur, Kleidung, Körperformen) Versuchspersonen durchschnittlich am stärksten reagierten. Die angebotenen Informationen wurden dabei apriorisch mit einem Geschlechtswert ausgestattet. Die Studien folgen hier dem biomedizinischen Paradigma, indem sie nach ‚tertiären Geschlechtsmerkmalen‘ (Birdwhistell 1970: 39) suchen. Ihre Fragestellung, ‚woran‘ Teilnehmer eine Geschlechtszugehörigkeit erkennen, stellt sich daher die Geschlechtszeichen als ‚im Prinzip bekannt‘, in ihrer Menge begrenzt und vornehmlich am Körper lokalisiert vor. Die mit der Woran-Frage erzielten statistischen Korrelationen konnten so nie klären, wie denn Teilnehmer zu einer Geschlechtsattribution kommen. Diese Frage werde ich in 3. aufgreifen.

2.2 Geschlechtsdarstellung

Darstellungen als das ‚Gegenüber‘ von Geschlechtsattributionen sind außer von Garfinkel vor allem von Goffman untersucht worden. Mit dem Darstellungsbegriff läßt sich zur Sprachförmigkeit sozialer Wirklichkeit ihre *Bildförmigkeit* hervorkehren. Die soziale Ordnung wird auch *gezeigt*, d. h. in Darstellungen vollzogen, die Teilnehmern eine Wirklichkeit vor Augen führen, in

deren Kontext eine Darstellung selbst ‚paccountable‘ ist. Die Wirklichkeit (z. B. das Geschlecht einer Person) wird in ihnen ‚gelesen‘, was nicht heißt, daß sie in Darstellungen ‚abgebildet‘ würde. Mit ‚Bildern‘ sollen dabei nicht Vorstellungs- und Identifikationsbilder – etwa in ‚Stereotypen‘ oder literarischen „Imaginationen der Weiblichkeit“ (Bovenschen 1979) – gemeint sein, sondern die *körperlichen Anschauungsbilder* der Alltagswirklichkeit, in die Teilnehmer nicht nur mental, sondern sinnlich und praktisch involviert sind.

Von ‚Darstellung‘ zu sprechen, heißt weiter, die Bedeutungsdimension sozialen Verhaltens nicht in einem ‚subjektiv gemeinten Sinn‘, sondern in sozialen Situationen zu lokalisieren. In ihnen reproduzieren und transformieren Teilnehmer die Bedeutung kultureller Objekte mit Hilfe eines ‚Bildermediums‘ (Goffman 1979 spricht von ‚ritual idiom‘), das selbst durch Darstellungen (und ihre Entzifferung) ständig erneuert wird. Bei Geschlechtsdarstellungen sind diese kulturellen Ressourcen zum Teil auf historisch sedimentierte, aber auch in stetem Wandel befindliche ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ *Repertoires* verteilt. Sie bestehen aus sexuierten Darstellungselementen, die ein Betrachter z. T. als ‚Geschlechtsmerkmal‘ oder -indiz, aber auch als ‚typisch‘ männliche/weibliche Eigenschaft oder als ‚gehöriges Verhalten‘ erkennen kann.

Goffman (1979) weist darauf hin, daß Geschlechtsdarstellungen auch politische Bedeutungen reproduzieren, wenn sie etwa die Dominanz von Männern in Situationen ‚augenfällig‘ repräsentieren, aber auch maßgeblich konstituieren.¹³ Geschlechtsdarstellungen zeigen also sich selbst als identifizierbare Gestalt, die Geschlechtszugehörigkeit des Darstellers und seine ‚Männlichkeit‘/ ‚Weiblichkeit‘ bzw. den besonderen ‚Typ‘. Sie demonstrieren aber auch die Geschlechtszugehörigkeit des Interaktionspartners, die ‚Eigenarten‘ der Geschlechter ‚im allgemeinen‘, die kulturell normalen Geschlechterbeziehungen mit ihrer erotischen und hierarchischen Dimension und die Zweigeschlechtlichkeit als selbstverständliche Tatsache.

In dieser Liste ist der Darstellungsbegriff allerdings zu differenzieren: während alltagssprachlich zwar Höflichkeitsrituale oder die Stilisierung zum ‚Macho‘ oder ‚Vamp‘ als ‚Darstellung‘ bezeichnet

¹² s. die Untersuchungen bei McConnell-Ginet 1978, Thompson/Bentler 1971, Lippa 1983, aber auch Kessler/McKenna (1978: 145ff.), abweichend von ihrem ethnomethodologischen Ansatz

¹³ Wex (1980) gibt ihrem Kompendium von Geschlechtsbildern im Gegensatz dazu nur eine symptomatologische Deutung als „Ausdruck des Patriarchats“.

werden, wird die Geschlechtszugehörigkeit von Akteuren vollständig in einem ‚natürlichen Rahmen‘ (Goffman 1980) gesehen. Teilnehmer *unterscheiden* hier zwischen ‚Sein‘ und ‚Darstellen‘ im Sinne eines bloßen Spielens oder Vorgebens. Darstellungen von Geschlechtszugehörigkeit sollen daher als ihre Konstruktivität verbergende Prozesse aufgefaßt werden, deren reflexive *Sitilisierung* Teilnehmer als ‚Darstellung‘ und deren *Mißlingen* sie als ‚Geschmacklosigkeit‘ oder als Täuschung wahrnehmen. Wie Teilnehmer *mithilfe* ihres Körpers den Effekt ihrer Darstellungen zu etwas Außersozialem ‚naturalisieren‘, werde ich im 4. Abschnitt behandeln.

Über den kognitiven Aspekt der Situationswirklichkeit hinaus sind Darstellungen auf das moralische ‚Gerüst‘ sozialer Ordnungen bezogen. Mit ihnen bringen sich Teilnehmer zur Geltung, d. h. zu sozialer Existenz. Jede Darstellung setzt den Darsteller/Dargestellten in ein bestimmtes Verhältnis zu der durch sie gezeigten sozialen Ordnung. Entweder sie weist Teilnehmer als kompetente Gesellschaftsmitglieder aus oder sie bringt sie in die marginale Position von ‚Unwissenden‘ oder ‚Kritikern‘. Darstellung und Darsteller integrieren sich selbst in eine kulturelle Normalität, d. h. in eine Wirklichkeit mit inhärenter moralischer Dimension.

In diesem Sinne hat Garfinkel die Zweigeschlechtlichkeit als „a matter of objective, institutionalized facts, i. e., *moral facts*“ (1967: 122) bezeichnet. Die moralische Richtigkeit einer rigoros dichotomen Zusammensetzung der ‚ordentlichen‘ Gesellschaftsmitglieder sei für Teilnehmer ein konstitutiver Teil ihrer Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit, so daß ein Geltungsverlust als Mann oder Frau weniger impliziert, als anderes Geschlecht gesehen zu werden, als eine Achtung zu verlieren, die eine Frau und einen Mann von einem Dritten (Zweideutigen, Perversen, Anormalen) unterscheidet. Um es mit einer räumlichen Metapher zu sagen: ‚zwischen‘ den Geschlechtern ist ‚am Rand‘, wenn nicht ‚außerhalb‘ der Gesellschaft vertrauenswürdig-gutgläubiger Teilnehmer, die die Stabilisierung kultureller Wirklichkeit garantieren.

Dabei ist dieser Rand durchaus *konstitutiv* für die Aufrechterhaltung der Geschlechtsunterscheidung. Die Abwertung bestimmter Männer und Frauen, die soziale Konstruktion von „real and other women“ (Meijer 1987), von ‚Homosexuellen‘ als ‚Drittes Geschlecht‘ oder von Transsexuellen können soziologisch als *Teil* der kulturellen

Definitionsprozesse aufgefaßt werden, die ‚wirkliche‘ Frauen und Männer erzeugen.

Das Frappante an Transsexuellen ist hier, wie sie sich gegen die Möglichkeit einer subkulturellen Ausgrenzung bedingungslos in die Geschlechternormalität einschließen. Sie beanspruchen, zu denen zu gehören, von denen und mit denen sie wissen, daß sie zeitlebens entweder Männer oder Frauen sind. In großer Loyalität¹⁴ zur kulturellen Ordnung beanspruchen sie als Zeichen ihrer Zugehörigkeit die ‚*kulturellen Genitalien*‘. So bezeichnen Kessler/McKenna (1978: 155) im Anschluß an Garfinkel die Insignien, die wir im Gegensatz zu den bei der Geburt identifizierten Organen in Alltagssituationen nur *unterstellen*, die da sein *sollen* und zwar immer schon. Ihnen gegenüber können die Geschlechtsorgane ihre Bedeutung völlig einbüßen, wenn etwa jemand für uns ein ‚Mann‘ bleibt, auch wenn er in einem Unfall seine Geschlechtsorgane eingebüßt hat; oder wenn sie im Kontext der Selbstdarstellung und Lebensweise nicht-operierter Transsexueller nicht mehr als Geschlechtszeichen, sondern eher als deplazierte Mißbildungen oder unbedeutende Körperteile erscheinen.

Solche ‚Randerscheinungen‘ weiten den Blick für den Kontext, in dem Geschlechtsorgane als Zeichen bestehen können: „In the identical way that for a member of a language community a linguistic utterance is a case of a-word-in-a-language...the genitals that serve the normal member as insignia of normally sexed membership consists of penises-and-vaginas-in-the-moral-order-of-sexed-persons“ (Garfinkel 1967: 127). Dieser moralische Kontext, den ich vor allem im 5. Abschnitt thematisieren werde, wird wesentlich mit dadurch aufgebaut, daß Teilnehmer sich als ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ ansehen.

3. Die Entzifferung des Offensichtlichen

Die Beobachtung von Transsexuellen im Stadium des Wechsels bietet eine nicht-experimentelle Lösung für das Problem des ‚Augenblicks‘. Sie versetzen wie andere androgyne ‚oszillierende‘ Individuen Geschlechtsattributionen mitunter in eine

¹⁴ Besonders unter jüngeren Transsexuellen weicht diese Haltung manchmal einem Bekenntnis zur Transsexualität (s. etwa die Hamburger Szene-Zeitschrift ‚Die Freundin‘), das mit einem Operationsverzicht einhergehen kann, aber auch mit einem manche Frauenzirkel stark irritierenden feministischen Engagement.

Art Zeitlupe und *entfalten* so die Wahrnehmungsleistungen mit ihnen befaßter Personen anstatt daß diese experimentell reduziert würden.

„Ich sehe so wie sie sich gibt diese junge Frau als Jungen als jungen Mann. – DOCH. die hat soviel die strahlt soviel Selbstbewußtsein soviel Willen aus also da würde mir (3) also anreden tu ich sie als (1) Herr soundso ((nachdenklich)) (1) ja sehn? tu ich sie (5) das is wien Zwitterwesen (2) im Moment für mich, also ich WAGE nicht zu sagen, nee ich nee sie is (2) kein Mädchen (1) is n Zwischending, so auf der Reise...“ (Stimmtherapeutin)¹⁵

In diesem Schwanken versuchen Betrachter von Transsexuellen, sich an Geschlechtsindizien zu orientieren und machen dabei deren *Konstruktion* erkennbar. Überdies machen die Erfahrungen von Transsexuellen beim ‚Durchkommen‘ transparent, unter welchen latenten *Voraussetzungen* die Geschlechtstzifferung möglich ist.

3.1 Dimensionen der Offensichtlichkeit

Die Alltagserfahrung der Geschlechtswahrnehmung ist die einer unmittelbaren Evidenz: die Geschlechtszugehörigkeit ist ‚*offensichtlich*‘. Dies steht in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zur alltäglichen *Unsichtbarkeit* des ‚ersten Geschlechtsmerkmals‘, die Geschlechts- und Rassenattribution grundlegend unterscheidet. Das Signifikanz erzeugende Spiel mit Geschlechtshinweisen beginnt gewissermaßen damit, daß Körperteile dem Blick entzogen werden. Diese Paradoxie des Offensichtlichen ist ein Problem mancher Transsexueller:

Klaus¹⁶ hat sich vorgenommen, wenn er nochmal dreist nach seinem Geschlecht gefragt wird, mit einem Tip seiner Freundin zu kontern „soll ichs Dir ZEIGEN oder was?!“ ... „vorn paar Tagen bin ich inner Fußgängerzone ... geh da lang, will mir Zigaretten holn, sitzt da draußen n Trüppchen Mädchen, alle schön kicher und guck und dies und das und ich denk AH! JA. GLEICH kommt die

Frage! was sagste? ((schnippt mit Fingern)) genau! ((reibt sich in ‚Vorfreude‘ die Hände)) – komm ausm Zigarettenladen, geh an denen vorbei und PROMPT ((leiernd:)) bist du JUNGE odern MÄDCHEN – ich mein soll ichs Dir ZEIGEN oder was () ich bin n Typ willstest SEHN oder was, ne? oder so – mich schon gefreut, sagt die eine joo komm mal her – ((schlägt die Faust in die Handfläche)) Scheiße! ne? ((grinst)) ... ((ärglich-traurig:)) daß die das nicht SEHN! ne? – daß ichn Mann bin, oder (wirklich) ich hatte nochn langen Mantel an und so da KONNTE! man nichts sehen, irgendwie absolut nich ne?“

In dieser Schilderung sind verschiedene Bedeutungen von ‚Sehen‘ enthalten, mit denen expliziert werden kann, was mit ‚Offensichtlichkeit‘ gemeint ist. Es erscheint zunächst als das, was für jeden leicht sichtbar ist, weil es ‚*objektiv*‘, in einer Situation mit bestimmten Sichtverhältnissen, von und an Objekten sichtbar ist. In diesem Sinne kann etwa ein Mantel dafür sorgen, daß man von einer weiblichen Brust „nichts sehen KONNTE!“¹⁷. Das Problem des zitierten Transsexuellen ist aber nicht, ob er eine Genitaloperation hinter sich hat oder nicht, sondern daß er *im Zeigen* sein Geschlecht verlieren würde bzw. es in der Aufforderung dazu bereits verloren hat. Erfragen ist hier bereits Anfechten und ein ‚Herbeireden‘ erzielt kaum ein überzeugendes Geschlecht:

„was mich freut is natürlich, daß ich jetzt auch EINDEUTIG eingestuft werde ne? kommst irgendwo OHNE was zu sagen OHNE Mundarbeit ohne Mundarbeit vollziehen zu müssen, ach! bis einfach n Kerl!“ (Martin in der Gruppe)

Hier impliziert ‚Offensichtlichkeit‘ das *eindeutig* Sichtbare, das diesem Transsexuellen zu erzeugen gelang, so daß Betrachter an dargestellten Geschlechtszeichen zweifelsfrei das ‚Objekt‘ identifizieren konnten (s. o. „willstest SEHN oder was!“).

Im Gegensatz zu solchen Erfolgen verweisen die von Transsexuellen häufig erfahrenen Verwechslungssituationen auf eine *obligatorische* Sichtbarkeit. Einerseits sind Verwechslungen beleidigend, was zeigt wie Personen sich grundlegend von anderen kulturellen Objekten unterscheiden: sie zu ‚erkennen‘ heißt immer auch, sie implizit in ihrer Geltung anzuerkennen. Andererseits sind sie auch für den Irrenden blamabel, weil er darin versagte, das ‚*doch Offensichtliche*‘ zu erkennen (s. o. „daß die das nich SEHN!“).

Schließlich werden Geschlechtsattributionen von einem Wissen gesteuert, was überhaupt ‚*kognitiv*‘ sichtbar sein kann. Hier wirkt die von Kessler/McKenna explizierte Alltagstheorie, die ein ‚Entweder-Oder‘ und ‚Einmal-für-Immer‘ vorsieht.

¹⁵ Ich benutze folgende Transkriptionszeichen: in () stehen Sekunden Sprechpause und schlecht bzw. gar nicht verständliche Äußerungen, in (()) Erläuterungen von mir. Mit Großbuchstaben werden besondere Betonungen und mit den Satzzeichen die Stimmführung angedeutet.

¹⁶ Ich werde im folgenden Mann-zu-Frau-Transsexuelle als ‚transsexuelle Frauen‘ und Frau-zu-Mann-Transsexuelle als ‚transsexuelle Männer‘ bezeichnen und auch entsprechende Vornamen verwenden. Ich halte mich also an das Selbstverständnis meiner Informanten und nicht an die mitunter schwankenden Situationswirklichkeiten.

Micha erzählt, als er das erste Mal in die Klinik kam, kriegte er von der Auskunft die blaue Karte für Männer anstatt der rosanen für Frauen. Die Angestellte griff zur blauen Karte und er reichte seinen Ausweis durch das Guckfenster. Er lacht: „die hat dann ‚Gudrun‘ durch die Männerkarte geschrieben, ohne was zu merken“.

Ein Mann mit einem Frauennamen oder auch mit weniger ‚eindeutigen‘ weiblichen Geschlechtszeichen der Aufmachung ist ein unmögliches Objekt, das nicht zur Ordnung des Sichtbaren gehört und gehören soll. Nehmen Teilnehmer so etwas wahr, haben sie Grund ihren Augen zu mißtrauen. Aber meist wird die Wahrnehmung vor den Polyvalenzen kultureller Objekte durch die Möglichkeit des Verkennens ‚geschützt‘, indem Wahrnehmungsroutinen wie ein ‚Immunschutz‘ fremdartige Eindrücke ausschalten. Ein Betrachter kann dabei durchaus ahnen, daß „irgendwas nicht stimmt“, ohne aber die Irritation genau bestimmen zu können. Eben dieser Immunschutz ist bei Teilnehmern mit Beziehungen zu Transsexuellen oft zusammengebrochen:

Andrea sagt, sie habe Angst, den Kontakt zur Realität zu verlieren: „weil du häufig komischerweise auf der Straße nur noch Transen siehst ne? also du gehst so näher und denkst, och das wär auch ne tolle Frau geworden odern toller Mann ... mir fällt eben auf, daß ich häufig Schwierigkeiten hab, mich häufig frag WAS is das da, was mir entgegenkommt ne? im Park oder inner Mensa oder sonstwo ne?“

Als Zwischenergebnis ist festzuhalten, daß das Sehen von offensichtlicher Geschlechtszugehörigkeit (ähnlich anderen Prozessen sozialer Wahrnehmung) unter Entscheidungs- und Fortschreibungszwängen, Entzifferungs- und Anerkennungs-zwängen steht. Es wird nicht einfach von Objekten und Sichtverhältnissen strukturiert, sondern auch von Darstellungsaktivitäten, die etwas sichtbar machen, von einem Zeichensystem, das erlaubt, auch Unsichtbares ‚eindeutig‘ zu erkennen, von einem Wissen, das ‚unmögliches‘ Objekte aussondert oder unterdrückt und von Verpflichtungen, die Teilnehmer in einen moralischen Zusammenhang mit der sozialen Wirklichkeit stellen: die Blamage einer Verwechslung grenzt situativ sowohl den Verwechselten aus der Ordnung anerkannter eindeutiger Geschlechter als auch den Sich-Irrenden aus der Gemeinschaft kompetenter Teilnehmer aus.

3.2 Reflexive Entzifferung

Auf dem Hintergrund dieser Bedingungen von Geschlechtsattributionen ist die Konstruktion multipler Geschlechtsindizien möglich, von denen hier nur einige angeführt werden können. Ist etwa die

Stimme am Telefon oft ein Grund, eine transsexuelle Frau für einen Mann zu halten, berichten Teilnehmer, daß sie sie in face-to-face Interaktionen im Kontext der äußeren Erscheinung oft als ‚unauffällig‘ oder ‚angenehm dunkel‘ wahrnehmen. Das synästhetische Personen Sprechen-Sehen verschaffte auch mir beim späteren Abhören von Tonbändern mitunter eine Überraschung, wie ‚tief die Stimme einer transsexuellen Frau ‚in Wirklichkeit‘ war. Auch die Kleidung kann in solchen Kreisbewegungen eingeschätzt werden:

„die hat sich also ((abwägend:)) – er, nöö sie, sie hat sich äußerlich also zurechtgemacht nich Fisch nich Fleisch ((lacht kurz)), also eigentlich wie son – sah auch unheimlich jung aus fürs Alter ne? (1) zum Beispiel die Hosen – ich trag zwar auch Hosen, auch so männlich geschnittene Jeans, aber bestimmt keine Stoffhosen mit Bügelfalten und sie hat also sone Hose angehabt, hatte aber ne RÜSCHENBLUSE an, nee ne Bluse, und eine Wolljacke, tja. – die son HAUCH von Trachtenlook hatte oder so ne? es war ne Jacke die sicher eher Frauen tragen würden als Männer – aber sicher nicht in der Kombination zu so einer Hose. – oder an den Schuhen...“ (Gruppentherapeutin)

Es ist, als suche diese Therapeutin nach einem Fixpunkt, von dem aus andere Erscheinungselemente zu bestimmen sind. Der Zusammenhang solcher Elemente, ihre ‚Stimmigkeit‘, kann dabei durchaus offen für ‚Dissonanzen‘ sein, so daß etwa die Repräsentationsfunktion des Gesichtes als ‚Geschlechtsmerkmal‘ durch Kontrastierungen erzeugt wird:

„also bei mir siehts SO aus ... wenn ich GANZ maskuline Sachen anzieh dann falln schon eher feminine GESICHTSZÜGE auf nich? – also dann habich am ehesten ne Chance durchzukommen ... also dadurch daß mein Gesicht also was ich als Visitenkarte sehe am ehesten feminin wirkt durch maskuline Kleidung ne? (Heike)

Erstaunlicherweise kann der zirkuläre Zuschreibungsprozeß bei der Suche nach Geschlechtsindizien aber auch räumlich über die Zeichen ‚am Körper‘ hinausgreifen:

„also da is in der Klinik überhaupt nichts von meinem männliche Ge – Geschlecht quasi – noch durchgesickert wa? die guckten zwar n bißchen blöd die Frau aufm Flur – aber – die konnten sich irgendwie net vorstelln inner privaten Frauenklinik, da kann doch kein MANN liegen wa?“ (Frau G.)

Als räumlicher Kontext von Geschlechtsdarstellungen sind besonders Örtlichkeiten relevant, in denen eine geschlechtliche Segregation praktiziert wird. Sexuierte Räume vereindeutigen eine Geschlechtszugehörigkeit, weil es an ihnen nicht egal sein kann, welches Geschlecht jemand hat. Anwe-

sende sind um so selbstverständlicher Geschlechtsangehörige oder sie geraten um so dringender in Verdacht, es nicht zu sein.

Als weiterer Bestandteil von Situationen können auch Begleiter von Transsexuellen in ihre geschlechtliche Kategorisierung einbezogen werden:

„Paradoerweise wurde ich in männlicher Begleitung oder in Begleitung meiner Kinder regelmäßig als Frau angesehen, in Beates Begleitung jedoch häufig als Mann, ohne daß wir unserer engen Verbundenheit durch Zärtlichkeiten oder Anfassen Ausdruck gaben. Offenbar lag das an der Art, wie Beate mich ansah oder ansprach bzw. daran wie ich darauf zu reagieren gewohnt war: unschätzbare Hinweise für mich“ (Anders 1984: 123)¹⁷

Begleiter können eine Geschlechtszugehörigkeit gewissermaßen bezeugen oder konterkarieren. Daß dabei sogar Blicke zu Geschlechtsindizien werden können, gilt auch für die Transsexuellen selbst:

„sagwemal wenn ich an die Fleischtheke kauf und verhandel mit den Verkäuferinnen, und dann ACHTich ja darauf wie sie reagieren ... und dann kommt schon mal sagwemal die Nebenverkäuferin von der Käsetheke (und dann hört die einfach) dunkle Stimme, tief, au is ja prima, die wirft vielleicht n Blick MEHR – dann guck ich zurück und STRAHL die AN! – so richtig von Frau zu Frau – so wie is schon Schitte wir müssen hier immer einkaufen oder sowas und was müssen we heut schon wieder kochen so nach dem Motto ne?“ (Karin in der Gruppe)

Auch Blicke tragen Geschlechtsbedeutungen und von Frauen und Männern kann verschiedenes Blickverhalten erwartet werden, was transsexuelle Frauen etwa merken, wenn andere Passantinnen den angebotenen Augenflirt brüsk zurückweisen oder wenn die neuen Arbeitskollegen den direkten Blick plötzlich als ‚aggressiv‘ empfinden.¹⁸ Solchen subtilen Indizien gegenüber können die unterstellten ‚körperlichen Geschlechtsmerkmale‘ als ‚unpassend‘ wahrgenommen werden:

¹⁷ Hier liegt auch ein verfolgenswerter Hinweis darauf, daß Geschlechtswahrnehmung teilweise Paarwahrnehmung ist, wenn Betrachter mit ‚dem Mann‘ auch ‚die Frau‘ daneben erkennen. Auf einen Zusammenhang von Identitätszeichen und ‚Beziehungszeichen‘ verweist auch Goffman (1974: 267).

¹⁸ Der Geschlechtsabhängigkeit der Bedeutung von Blicken entspricht, daß die Blickkonventionen Frauen weniger schützen als Männer. Schon Goffman hielt fest, was eine Alltagserfahrung von Frauen ist: daß ihnen als Passantinnen im männlichen Territorium der Öffentlichkeit weniger ‚civil inattention‘ gewährt wird (1977: 327f.).

„ich habe damals nur in S- und U-Bahn gesessen und geguckt wer sieht aus wien Mann. also ne Frau wo ich wußte das war ne Frau, die sehr männlich AUSSAH angeguckt wie die sich bewegt und warum sie nicht AUFFÄLLT. und wens ne Frau WAR weil sie sich als Frau FÜHLT! bewegt die sich mit SOLCHEN PFOTEN und SOLCHEN Füßen und SOLCHEN grobem Gesicht wie ne Frau – EINFACH so. mit Selbstbewußtsein. unds KOMMT keiner auf die Idee daß es n Mann sein könnte, während bei Transsexuellen alle vom Sitz fallen...“ (Stimmtherapeutin)

Wenn wir dieser Therapeutin über die Schulter gucken und fragen, wie sie ‚männliche Frauen‘ von ‚Transsexuellen‘ unterscheiden konnte und warum sie nicht auf die ‚Idee‘ kam, Männer zu beobachten, können wir annehmen, daß die beobachteten Fahrgäste keine Zeichen von Unsicherheit und vielleicht auch die anderen Anwesenden keine Zeichen von Alarmiertheit zeigten, so daß der Beobachterin ‚auffallen‘ konnte, wie ‚unauffällig‘ die Passagiere sind. Dieses Paradox zeigt aber, daß noch so distanzierte Geschlechtsattributionen einem reflexiven Zirkel nicht enttrinnen können: Betrachter ‚wissen‘ schon, daß jemand eine Frau oder ein Mann ist, bevor sie ‚Geschlechtsmerkmale‘ identifizieren können, die ihre Zuschreibung begründen. Eine Geschlechtszugehörigkeit wird aus Indizien konstruiert, die nur auf dem *Hintergrund* einer bereits identifizierten Geschlechtszugehörigkeit als ‚Indizien‘ erscheinen.

Die Erfahrungen der an einem Geschlechtswechsel Beteiligten legen Folgerungen nahe, die den Annahmen der experimentellen Psychologie mehrfach widersprechen. Es gibt für Teilnehmer sicherlich bevorzugte Begründungen und Aufmerksamkeiten bei Geschlechtsattributionen aber:

1. Es gibt vermutlich weder eine feste Hierarchie von Geschlechtsmerkmalen noch einen durchgängigen Primat von ‚körperlichen‘ Zeichen. ‚Natürliche‘ und ‚soziale‘ Elemente sind in der präreflexiven Praxis von Geschlechtsattributionen ununterschieden, auch wenn Teilnehmer in deren *Begründung*, d. h. mit sprachlich strukturiertem Wissen, solche Unterscheidungen vornehmen.¹⁹

2. Es scheinen nicht einzelne Indizien, sondern der variable *Zusammenhang* von Darstellungselementen für Geschlechtsattributionen wichtig. Sie sind Wahrnehmungen einer *Gestalt*, deren Elemente

¹⁹ jedenfalls ab einem bestimmten Alter; s. hierzu Kessler/McKenna (1978: 81ff.) und Hagemann-White (1984: 82ff.), die vor allem die kognitive und emotionale Aneignung der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit durch Kinder untersuchen.

nicht nur ‚informativ‘ sind, sondern sinnhaft-selbstidentifizierend in dem aus ihnen konstituierten Kontext. Darstellungselemente sind also indexikalische Zeichen, die sich nicht ‚addieren‘ (etwa im Sinne einer variablen ‚Prototypikalität‘), sondern gegenseitig ihr ‚Geschlecht‘ erzeugen.

3. Es gibt wahrscheinlich keine natürliche Grenze für mögliche Geschlechtszeichen: *alles* kann für eine Geschlechtsattribution sexuiert werden (auch Blicke, Äußerungen, Sprechweisen, materielle Situationsbestandteile usw.), weil es letztlich die Betrachter sind, die sich ihre Geschlechtsmerkmale suchen. Umgekehrt kann deshalb auch alles desexuiert werden, auch ‚auffällige körperliche Merkmale‘.

Geschlechtsattributionen sind nicht einfach ein objektiv richtiges Erkennen von Geschlechtsmerkmalen und bedienen sich auch nicht eines sie restlos vorstrukturierenden Codes von Indizien. Die Unterscheidung von Männern und Frauen scheint alltagspraktisch einfach zu wichtig, als daß eine solche Fixierung praktikabel wäre. Damit haben Geschlechtsattributionen keineswegs beliebige Resultate. Sie stehen unter den moralischen und kognitiven Zwängen der Personenwahrnehmung und sie sind reflexive Prozesse, die sich ständig selbst und unter Mithilfe des ‚Objektes‘ ihrer Richtigkeit vergewissern. Die *dokumentarische Methode* der Geschlechtsattribution gehört zu früh erworbenen Kompetenzen von Teilnehmern, die präreflexiv beherrscht werden und zu selten hinterfragten Evidenzen führen. Sie stammen daher, daß Betrachter die äußere Erscheinung von Teilnehmern um kulturelle Genitalien vervollständigen und so – als hätten sie ‚nachgesehen‘ – das Verborgene offensichtlich machen. Geschlechtsattributionen erzeugen ihr eigenes ‚Fundament‘: in einer zeitlichen Inversion wird ‚der Körper‘ als ihr vorausliegender Grund angesehen und in einer räumlichen Inversion das Geschlecht eines Individuums ‚am Körper‘ lokalisiert, wo eine soziale Praxis einen Körper in einer Geschlechtszugehörigkeit lokalisierte. Nach einer halbsekündigen Wahrnehmungsarbeit, von deren Dauer Teilnehmer leicht abstrahieren können, macht sich mit der Kenntlichkeit etwa eines Passanten als ‚Mann‘ oder ‚Frau‘ der Konstruktionsprozeß selbst unkenntlich.

4. Die Darstellung des Natürlichen

Ging es bisher um den Körper in der *Wahrnehmung Anderer*, so ist im folgenden die Frage, wie sich dieser zum Körper in der *Darstellung* verhält.

Dazu werde ich zunächst die Beziehungen von Darstellung und Körper bei Transsexuellen beschreiben. Sie unterscheiden wie andere Teilnehmer klar zwischen dem ‚Spielen‘ einer ‚Geschlechtsrolle‘ und einer wirklichen Geschlechtszugehörigkeit. Vor allem transsexuelle Frauen sind mit der Möglichkeit ‚anderer Wirklichkeiten‘ konfrontiert, weil es mit Travestie und Homosexuellen-Subkultur eine Geschichte parodistischer ‚Modulationen‘ (Goffman 1980) von Frau-Sein gibt, die Teilnehmern ein Deutungsmuster bietet, gegen das sich transsexuelle Frauen als ‚wirkliche‘ zu behaupten haben²⁰ d. h. als Individuen, die das Frau-Sein nicht spielen oder vortäuschen, sondern *leibhaftig sind*. Dieses leibhaftige Sein ist für Transsexuelle auf verschiedenen Ebenen problematisch. Einerseits sind sie überzeugt von ihrer Geschlechtszugehörigkeit und arbeiten dagegen, in ihr *verkannt* zu werden:

„Das klingt jetzt bestimmt ganz verrückt, aber – wenn ich früher gesagt hätte ich bin eine Frau, ich hätte das Gefühl gehabt, ich sprech eine Lüge aus“ (Ralf, transsexueller Mann)

Andererseits hadern sie mit ihrer scheinbar gegen ihre Überzeugung ‚sprechenden‘ anatomischen Gestalt und verstehen das Erlangen wirklicher Geschlechtszugehörigkeit zunächst vor allem als operative Manipulation an ‚Geschlechtsmerkmalen‘. Darüber hinaus erleben sie ihre Körperformen als hinderlich für eine überzeugende Darstellung ihrer Geschlechtszugehörigkeit. ‚Nachteile‘ ihres Körpers für diese Darstellung werden durch Bartepilation, Hormonbehandlungen und kosmetische Operationen, aber auch durch Diät oder Bodybuilding ‚bearbeitet‘. Ferner betreiben Transsexuelle situative ‚Informationskontrolle‘ (Goffman 1974: 284), wenn sie etwa den Adamsapfel kaschieren oder die Brust abbinden, aber auch wenn sie auf optische Verhältnisse und die Blickkonstellationen in Situationen achten.

Dieses ausschließlich negative Verhältnis zum eigenen Körper verändert sich im ‚Coming Out‘, wenn die Lebenspraxis als Frau oder Mann den *Einsatz* des Körpers verlangt, um überzeugende Geschlechtsdarstellungen hervorzubringen. Besonders von transsexuellen Frauen ist viel über das

²⁰ Man muß auch die Genitaloperation im Zusammenhang mit der ‚Wirklichkeit‘ ihrer Geschlechtszugehörigkeit sehen. In ihr wird zugleich die ‚Geschlechts-grenze‘ symbolisiert und mit dem ‚blutigen Ernst‘ ein Realitätsakzent gegen jede modulierende Wahrnehmung gesetzt.

Wie solcher Darstellungen zu lernen. Sie machen typischerweise den Fehler, anfangs zuviel Aufmerksamkeit zu erzeugen, ohne die nötigen Kompetenzen zu haben, eine stimmige Erscheinung zu produzieren, die den Blicken auch standhalten kann.

„ich hab zum Beispiel im Moment jemand die also drauf steht die Augen SO dunkel zu schminken, nun is sie sowie SO n dunkler Typ – und wirkt dadurch also sehr hart, sehr vampartig, was nich unbedingt sein muß, weil sie sich dadurch ja schon – mehr in Erscheinung bringt als sie es vielleicht will. – weil sie ja noch gar nich soweit IS. – um sicher auftreten zu können ... und dann holic den ganzen Kram runter und versuch das auf dezent zu bringen ne?“ (Kosmetikerin)

Statt solcher pubertätsähnlich überzeichneter Geschlechtsbilder geht es um eine Art ‚richtiges Maß‘ der Verwendung von Geschlechtsindizien. ‚Frauen‘ sind nicht einfach ‚weiblich‘, sondern verhalten sich kompetent zu Weiblichkeitssymbolen. Deren bloße Anhäufung kann wie ein überdeutliches Sprechen eines ‚Fremdlings‘ erscheinen. Es wird dann für einen Betrachter mit der schwerfälligen Bemühtheit einer Darstellung auch erkennbar, wie sie hervorgebracht wird.

Eine weitere von Transsexuellen gemachte Erfahrung ist, daß sie mit ihren unsicheren Blicken Aufmerksamkeit erregen und einen Täuschungsverdacht erwecken. Ein ängstlich-erwartungsvoller Blick antizipiert eine Enttarnung oder aber eine Anerkennung, die doch ‚selbstverständlich‘ sein sollte, ein trotziger Blick dagegen ein Bestreiten, wo doch ein Konflikt ganz ausgeschlossen erscheint und sich etwas ganz zwanglos ereignen sollte. Auch ein verstohlener Blick kann eine ‚Täuschung‘ zuschreiben lassen, weil er mit der Überprüfung der mit der Darstellung erzielten Wirkung, einen Eindruck als kontingentes Urteil thematisiert.

Hatten wir oben gesehen, daß Blicke Geschlechtszeichen sein können, so erscheinen sie hier als ‚Verdachtsindizien‘, die die *Vertrauenswürdigkeit* einer Darstellung untergraben. Transsexuelle lernen allmählich, daß ein *gelassenes* Blicken die Unverlierbarkeit der beanspruchten Geschlechtszugehörigkeit symbolisieren kann. Anders als jede Antizipation von Widerstand profiliert die gelassene Indifferenz gegenüber ‚Verwechslungen‘ von *vornherein* eine ‚Sachlage‘ gegen den ‚Irrtum‘ des Betrachters. Sie bagatellisiert die Disruption der kontinuierlichen Geschlechtsgeltung, rechnet mit Wohlwollen und ist ihrerseits zu einem großzügigen Verzeihen bereit. Sie antizipiert und provo-

ziert eine Entschuldigung des Betrachters, der mit seinen restlichen Zweifeln unerwidert allein bleibt.

Eine Darstellung, die sich im Vollzug selbst unkenntlich macht, *läßt* eine Geschlechtszugehörigkeit also nur sehen. Hierin steckt ein Problem: zu wissen, daß jemand ein ‚Transsexueller‘ ist, *läßt* einen Betrachter sofort sehen, daß und wie jemand seine Geschlechtszugehörigkeit darstellt. Andererseits ist es aber nur *durch* Darstellungen zu erreichen, *kein* Transsexueller zu sein. Es ist etwas zu tun, ohne damit beschäftigt zu sein:

„wenn ich das Gefühl hab überhaupt nich durchzukommen so wie vorhin noch bei Karstadt ne? – hab mir ne Jacke angeguckt – und dann meint der Typ ja meine Dame? zu mir, also der Verkäufer, der eigentlich was sehen MÜSSTE, so, also n Blick hat, und da war ich echt ganz baff! also weil ich hab gedacht, die sehn mich sowieso alle fürn Typen an, EGAL ne? und dann wars NICH und das is son Widerspruch!“ (Heike in der Gruppe)

Der Widerspruch ist die kunstvolle Natürlichkeit von Geschlechtsdarstellungen, ein kulturelles ‚doubleblind‘, das nicht nur Transsexuelle, sondern auch Kinder und Jugendliche in Verlegenheit bringt. Die beschriebenen Naturalisierungsmethoden müssen daher allmählich durch eine *Routine* abgestützt werden, die das Kunstvolle zu einem *körperlichen knowing how*²¹ werden läßt. Schon Garfinkel (1967: 174f.) hat gegen die Kategorie des ‚impression management‘ darauf hingewiesen, daß das mentale Wissen über Darstellungen für Transsexuelle eine hochproblematische Ausnahmelage ist. Neben der (von Goffman oft untersuchten) Frage, was *Betrachter* vom Hintergrund einer Darstellung wissen, ist entscheidend, ob die *Darsteller* bereits die nötige *Selbstvergessenheit* haben, um ihre eigene Darstellung nicht als solche erkennen zu müssen.

„...dadurch DASS DUS lebst verändert sich eigentlich auch alles, die ganze Mimik verändert sich, die Bewegungen und – sehr viel. Sachen die man so schnell gar nicht merkt, aber die ANDERE merken, wenn sie dich lange nich gesehen haben ... wenn du das mal n halbes Jahr odern Jahr gelebt hast, ist der Zug abgefahren.“ (Heike)

Besonders im Stimm- und Bewegungstraining mit Transsexuellen zeigt sich, daß das körperliche *knowing how* von einem Wissen ‚wie Frauen sind‘ *entlastet*, das bei der Durchführung von Darstellungen eher hinderlich ist. Dabei stellt die Selbstvergessenheit der eigenen Darstellungspraxis auch

²¹ Zur Unterscheidung von *knowing how* und *knowing that* siehe G. Ryle 1969.

die Pädagoginnen vor ein Problem, wenn sie es mit dem Gegensatz von Wissen und Können bei ihren Klienten zu tun haben:

„...sie muß ja wissen, sie SIEHT sich ja nich ne? und ihr FEHLTEN ja sagen wir mal 35 Jahre! FRAU sein. – das hab ich gelernt als ich SO war ((zeigt Kleinkind)) – muß sie alles nachholen nich? wie dreh ich mich, wie beweg ich mich, wenn man mich anguckt, was mach ICH da eigentlich, was MACH ich da, och sagte sie was sollich jetzt MACHEN? da hab ich gsagt Moment mal, da muß ich erstmal überlegen, was MACH ich denn da, ah ja! also wie dreh ich mich, wie REAGIER ich da als Frau, was MACH ich da?“

Das ‚Zu Machende‘ scheint dabei schwieriger zu demonstrieren und zu benennen als das Zu Vermeidende. Alte Bewegungsabläufe werden mit Spiegel und Imitation aufgebrochen und bei Stimmübungen, die den leiblichen Zusammenhang von Haltung, Kleidung, Atmung und Resonanzen (von Kopf und Brustkorb) zu Bewußtsein bringen, wird eine nicht-optische ‚innere‘ Wahrnehmung gegen die verkörperten Routinen mobilisiert. Diesem intuitiv gewußten und erfahrenen Körper ist nach den Erfahrungen der Pädagoginnen eher etwas ‚auszutreiben‘ als ‚einzutrichtern‘:

„ich kann nich irgende Show abziehn und jemand irgendwas BEBRINGEN ... gut ich kann sagen wenn Sie jetzt so gehn, gucken Se sich mal an im Spiegel wie Sie jetzt die Hand halten oder so, wenn Sie nun immer so rumlaufen ne? solche äußeren Dinge da kann ich denn mal einhaken ((steht auf und demonstriert „tuntigen“ Gang)) – das is SO offensichtlich da DA kann ich dran rumfummeln aber sonst? ... man kann niemandem beibringen wie IS denn ne Frau – das weißich eben nich – und wie isn Mann, das weißich nich...“ (Stimmtherapeutin)

Faßt man die aufgezeigten Relationen von Körper und Darstellung zusammen, so kann man der Einfachheit halber damit beginnen, daß Teilnehmer einen Körper ‚objektiv‘, quasi als ‚Material‘ haben. Man könnte sagen, er wächst ihnen einfach zu. Dieses Wachstum braucht Zeit und schafft ‚objektiv‘ verschidene Körperformen. Auf dieser Ebene kann man sagen, daß ein Körper Vor- oder Nachteile für bestimmte Darstellungen bietet, die für ein Geschlechtsbild selektiv kaschiert oder genutzt werden. Transsexuellen scheinen insofern die kulturellen Geschlechterbilder nicht ‚auf den Leib geschnitten‘, so daß sie öfter zweifelnd betrachtet oder auch verwechselt werden als nicht-transsexuelle Menschen.²²

Als Darstellungsmaterial kann der Körper auch durch instrumentelle Praktiken bearbeitet werden. Er kann Objekt von Hygiene, Diät und Training

oder auch wie bei Transsexuellen von medizinischen Praktiken sein. Ferner wird der Körper durch Nahrungsgewohnheiten und Tätigkeiten kontinuierlich ‚soziosomatisch‘ geformt (s. Tyrell 1986: 458f.).²³ *Bearbeitung* und *Formierung* des Körpers sind dabei selbst körperliche Praktiken.

Diese Reflexivität gibt es nun auch für Darstellungen: auch sie sind körperliche Praktiken, die zugleich den Körper als Objekt gestalten. Er wird durch wiederholte Darstellungen etwa mit Kleidungsstücken oder mimischen und gestischen Abläufen geformt. Man könnte sagen: er *lernt* in einem Einschleifungsprozeß. Dies ist nicht nur eine Teilnehmern widerfahrende Zurichtung, sondern ein von ihnen *mitvollzogener* Assimilationsprozeß, in dem Darstellungen sich selbst kontinuierieren (z. B. über ‚Lachfalten‘, Stimmführung oder Schrittlänge). Den in solcher Gestaltung wachsenden ‚wissenden‘ Körper könnte man als *Medium* von Darstellungen bezeichnen. Er bekommt diesen Charakter dadurch, daß sich Teile des Bildermediums, das Darstellungen zum Zeigen kultureller Objekte verwenden, ihm einprägen. Wenn unser merkwürdiges rituelles Idiom der Nachwelt in Photographien aufbewahrt ist (s. Goffman 1979), so ist für uns als Akteure der Körper der wichtige Speicher. Als fleischliches Gedächtnis von Darstellungen trägt er wesentlich zu ihrer Mühelosigkeit und damit Unkenntlichkeit als Darstellungen bei.

Unter dieser Voraussetzung können Darstellungen für einen *Betrachter* einen geschlechtlichen Körper *hervorbringen* als habe er ihnen zugrundegelegen und als seien sie nur sein natürlicher ‚Verhaltensausdruck‘. Daß in Geschlechtsdarstellungen der Körper Medium seiner eigenen Darstellung ist, bedeutet, daß sich *mit* der kulturellen Konstruktion des Körpers die Kultur ihm einschreibt. Aus der Betrachterperspektive bedeutet dies, daß Teilnehmer ‚den Körper‘ immer in *Verkörperungen* identifizieren müssen. Seine Relation zu Darstel-

²² Man überschätze diesen Punkt aber nicht. Besonders Frauen sind die Geschlechtsbilder sicher nicht auf den Leib geschnitten, wie etwa die große Verbreitung zwanghaften Eßverhaltens bezeugt. Überdies haben transsexuelle Frauen immer wieder ‚sensationelle‘ Erfolge bei Schönheitskonkurrenzen, die dafür sprechen wie androgyn unser weibliches Körperideal ist.

²³ Tyrells Konzept der „soziosomatischen Abweichungsverstärkung“ [und „Abschwächung“] rekurriert allerdings wieder auf eine biologische Norm.

lungen hat R. Barthes für die Kleidung so beschrieben: „Was den menschlichen Körper angeht, hatte bereits Hegel angenommen, daß er zur Kleidung in einem Bedeutungsverhältnis stehe: als bloß sinnlicher Gegenstand kann er nicht bedeuten; die Kleidung gewährleistet den Übergang vom Sinnlichen zum Sinn. Er ist, wenn man so will, das Signifikat *par excellence*“ (1986: 303).

Wenn wir hinzunehmen, daß ein bezeichneter Körper auch im Medium der Sprache, in ‚physiologischen‘ und ‚anatomischen‘ Wissenssystemen, existiert, so ist schließlich auch der ‚gewachsene‘ Körper, von dem ich ausgegangen bin, noch als soziale Konstruktion erkennbar: als kulturelles Objekt von variablen Beschreibungen und Klassifikationen. Da ‚ist‘ irgendein vorsozialer Körper, aber sobald wir ihn musternd erblicken oder gar anfangen zu beschreiben, was wir in ihm sehen, hat er aufgehört ein unkonstruierter, natürlicher Körper zu sein. ‚Der Körper‘ existiert für uns nur in sozialer Vermittlung: als Resultat von Formierung und Bearbeitung, als Signifikat von Darstellungen, Beschreibungen und Zuschreibungen und als Medium kultureller Inskriptionen. Als sozial voraussetzungslose ‚Basis‘ erscheint er nur als von den Naturwissenschaften konstituierter Gegenstand.²⁴

5. Geschlechtszuständigkeit

Ich habe die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit bisher mit einer analytischen Trennung von Attribution und Darstellung beschrieben. Attributionen sind aber auch in Darstellungen *enthalten*: für die Betrachter, weil sie, wenn sie einer ‚natürlichen‘ Darstellung vertrauen, implizit annehmen, daß Darsteller sich auch selbst so wahrnehmen wie sie erscheinen; und für die Darsteller, weil für sie die Geschlechtsattribution von Betrachtern vornehmlich in deren Darstellungen realisiert ist. Denn wenn sie nicht mit einer Anrede oder einem Pronomen bezeichnet werden,

können Darsteller nur in den Behandlungsweisen, die sie von anderen erfahren, ablesen, welches Geschlecht sie in ihren Augen haben.

Geschlechtsdarstellungen und -attributionen sind *Kehrseiten eines sozialen Phänomens*, das man *Geschlechtszuständigkeit* nennen könnte. Abstrakt gesprochen, bezeichnet dieser Begriff zum einen eine *Relation* zwischen Darsteller und kulturellen Ressourcen, zum anderen die soziale *Beziehung* zwischen Darsteller und Betrachter. Beide Relationen machen eine Geschlechtszugehörigkeit erst zu einem *situationsüberdauernden* Phänomen.

Als wahrgenommene Beziehung zwischen Darsteller und Darstellung umfaßt eine Geschlechtszuständigkeit einerseits Kompetenzen und andererseits eine normative Dimension: Ansprüche oder Rechte, die einer Person zugestanden werden und Verantwortungen, für deren Erledigung sie zuständig gemacht wird. Zuständigkeiten sind mit Stetigkeit verbunden: man kann ihnen nicht folgenlos ausweichen und sie erfordern situativ angemessenes Verhalten und sogar Improvisationsfähigkeiten im Sinne eines kompetenten Reagierens auch auf Situationen, für die die verkörperten Routinen unzureichend sind. Geschlechtszuständigkeiten implizieren damit auch, der Historizität kultureller Darstellungsressourcen Rechnung zu tragen. Anders als ‚Posen‘, die sich Vor-Bildern anpassen, speisen lebendige Verkörperungen ständig als ‚persönlich‘ zugerechnete Geschlechtsbilder in die Darstellungsrepertoires ein. So bedeutet, ein Geschlecht zu haben, an seiner Geltung teilzuhaben und dies, an seiner *Produktion* teilzunehmen.

Im Einzelnen zählen zu den Kompetenzen einer Geschlechtszuständigkeit neben dem Darstellungs-knowing how und dem expliziten Wissen, ‚was sich gehört‘, auch die Beherrschung körperlicher Funktionen und Fertigkeiten und die Fähigkeit, über Erfahrungen ‚als Mann‘ oder ‚als Frau‘ mitreden zu können. Die Kompetenzen der Geschlechtsdarstellung werden von nichttranssexuellen Menschen in einem langen Zeitraum erworben. Sozialisationstheorien haben sich das Ergebnis dieses Prozesses lange als ‚Geschlechtsunterschiede‘ und d. h. ‚Geschlechtseigenarten‘ vorgestellt, die es zu erklären galt. Hagemann-White (1984: 76f.) hat daran kritisiert, wie ‚Prägungstheorien‘ dem Geschlechtsunterschied die Faktizität wieder verliehen, die er in der sozialisationstheoretischen Kritik des Biologismus gerade erst verloren hatte. Der hier verwendete Kompetenzbegriff soll daher gegen die reifizierte ‚Geschlechtsspezifität‘ auf eine *Fähigkeit der Geschlechtspezifikation* verwei-

²⁴ s. zu diesem Thema vor allem Dudens „Soziogenese des Körpers“ (1987: 20). Sie untersucht, wie sich das historische Körpererleben mit einem *schriftlich* tradierten Körper verändert, an dem seit dem 16. Jh. auch das ‚Geschlecht‘ einen anatomisch definierten Ort bekommt. Sie schreibt: „Um als Objekt beschreibender Beobachtung hergestellt zu werden, muß er erst als Symbolträger entwertet werden“ (23). Ein Darstellungsbegriff rekonstruiert diesen Körper gewissermaßen.

sen.²⁵ Kinder lernen die Attributionsmethode, die Darstellung der ihrem Geschlecht unterstellten Eigenart, die konstante Vermeidung des anderen Repertoires,²⁶ aber auch die Fähigkeit, die andersgeschlechtliche Darstellung zu verstehen, zu unterstützen und hervorzulocken.

Die ‚Rechte‘ beinhalten neben dem Zugang zu einem Repertoire des Bildermediums vor allem den Anspruch auf einen *Geschlechtstitel* und ihm entsprechende respektbekundende Behandlungsweisen. Die darin symbolisierte gesellschaftliche Achtung ist identisch mit dem Verleihen der kulturellen Genitalien. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Bedeutung der Geschlechtsorgane sich bei Transsexuellen von der legitimen Titelträger- oder auch nur Titelanwartschaft *abhängig* zeigt. Titel und Körper legitimieren sich nicht einseitig, sondern wechselseitig: ein bestimmter Körper rechtfertigt, einen Geschlechtstitel zu tragen, der berechtigt, einen bestimmten Körper als eigenen und richtigen zu beanspruchen und der verpflichtet, bestimmte körperliche Funktionen zu erfüllen oder sich als ‚krank‘ zu begreifen. Die kulturellen Genitalien werden als ultimative Begründung für die Legitimität von Geschlechtsdarstellungen und Lebensweisen verliehen.

Schließlich beinhaltet eine Geschlechtszuständigkeit Verantwortungen. Dem Geltungsanspruch entspricht einerseits eine Art Rechenschaftspflichtigkeit in Bezug auf die Körperbeschaffenheit, die ein Mißlingen von Darstellungen als Versagen oder Täuschung zurechenbar macht. Gehört es zu den fundamentalen Rechten z. B. eines ‚Mannes‘, diesen Titel zu tragen und als solcher angesehen zu werden, so liegt es in seiner fundamentalen Verantwortung, sich als solcher zu erkennen zu geben und zwar nur, wenn er eine genitale ‚Legitimation‘ dafür besitzt. Ein ‚Mann‘ ist ein legitimer Darsteller von Männer-Bildern, genauer: ein durch eine kompetente Darstellung (in den Augen eines Betrachters) legitimer und zur Kontinuierung verpflichteter Darsteller eines Männer-Bildes.

Andererseits ist ein kompetenter und respektvoller Umgang mit den kulturellen Ressourcen gefordert, die weder in ‚peinlichem‘ Unvermögen verschlissen noch illegitim mißbraucht werden dürfen: ‚tuntiges‘ Verhalten erscheint als eine ‚Verschandelung‘ des Repertoires. Der Respekt vor dem rituellen Idiom kann für eine einige, besonders ‚rechtschaffene‘ Transsexuelle, die eher aus der ‚Provinz‘ stammen, zu einem unüberwindbaren Hindernis werden: wenn sie den psychiatrisch geforderten ‚Alltagstest‘ als Zumutung ablehnen, wie ein „Clown“ herumzulaufen und die weibliche Garderobe zu „verhohnepiepeln“ oder wenn sie das Tragen eines anderen Vornamens mit stupender Geduld von der ‚ordentlichen‘ Entscheidung eines Amtsrichters abhängig machen, so daß sie wegen der Inkonsistenz ihres Namens und ihrer kompetenten Darstellungen gerade als ‚Transsexuelle‘ auffallen, obwohl sie es mit einer kleinen Schummelei vermeiden könnten.

Die zweite Dimension von Geschlechtszuständigkeit, die soziale Beziehung zwischen Darsteller und Betrachter, habe ich bereits in der Einleitung angesprochen: daß ein Teilnehmer allein sein Geschlecht nicht wechseln kann, liegt weniger daran, daß er für seine besondere ‚transsexuelle‘ Kondition Ärzte und soziale Unterstützung bräuchte, sondern daran, daß er es allein gar nicht ‚hat‘. Seine Abhängigkeit vom ständigen Verleihen der Geschlechtsgeltung durch andere Teilnehmer wird allerdings dadurch gemildert, daß sein Geschlecht für diese ‚obligatorisch sichtbar‘ sein muß. Dieser oben schon angeschnittene Aspekt kann jetzt als Teil der *Geschlechtszuständigkeit von Betrachtern* gefaßt werden. Auch sie besteht aus Kompetenzen (ohne die sich jemand mit Irrtümern blamieren würde), aus einer Verantwortung, die Geschlechtszugehörigkeit eines Gegenüber weder zu ignorieren noch zu erfragen, aber auch aus einem *Anrecht* darauf, in der Wahrnehmung nicht allzu sehr gefordert zu werden, so daß die Geschlechtsidentifikation ebenso leicht fällt wie die Darstellung.

„die sehn mich also wirklich als Typ und wenn sie über mich reden so pronomenmäßig, fällt es auch ER und so – und ich weiß genau, daß die Leute sich da nicht ANSTRENGEN müssen irgendwo, so wie die Leute die ich von früher kenne ne?“ (Klaus)

Außerdem haben Teilnehmer auch als Betrachter eine Verantwortung gegenüber den kulturellen Ressourcen. So wie Darsteller pfleglich mit ihnen umgehen oder auch selbstkontrolliert bestimmte Darstellungselemente vermeiden müssen, so sind

²⁵ Ich folge mit der Betonung von Spezifikationskompetenzen Goffman (1979, urspr. 1976). In seinem ein Jahr später erscheinenden Aufsatz nähert er sich der Annahme geschlechtlicher Spezifika wieder an (1977: 303).

²⁶ s. McConnell-Ginet (1978: 551) zur konstanten Vermeidung der Ausschöpfung bestimmter Stimmlagen und Wex (1980: 359) zur angstbesetzten Änderung von Körperhaltungen.

Betrachter einerseits zu kooperativer Unterstützung, andererseits zur Kontrolle von Geschlechterbildern angehalten, wo ihre Normalität verletzt erscheint.

Eine Stimmtherapeutin erzählt, wie aggressiv sie wegen einer aufgetakelten Klientin wird: „weil die so MACHT ... ich dachte warum warum möchtest du sie eigentlich schütteln ne? hab gesagt verdammt nochmal! sitzen Sie nicht immer so da, nehmen Sie die Beine auseinander – keine Frau sitzt immer so ne?“ Sie sei über ihre eigene Wut erschrocken und erklärt: „weil sie nicht konnte, weil sie etwas dargestellt hat, was sie nicht konnte, dadurch macht sie sich lächerlich ...“

Daß dies auch die Betrachterin involviert, liegt wohl daran, daß sie zweifeln muß, ob die Darstellung den Darsteller oder er die Darstellung diskreditiert und damit die kulturellen Ressourcen, die auch der Betrachterin zur Selbststilisierung dienen. Die Geschlechtszuständigkeiten von Darsteller und Betrachter sind wie ineinandergreifende Parts, deren ‚Erledigung‘ sie voneinander fordern können. So wie eine Darstellung Betrachter ‚einspannt‘, indem sie sie ein Geschlecht entziffern läßt, so kann ein Betrachter mehr geschlechtliche Klarheit einer Darstellung fordern. Wer hier obliegt, ist ungewiß:

„Es konnte auch geschehen, daß mich eine Marktfrau von der Seite mit „junger Mann“ ansprach und in dem Augenblick, wo ich ihr mein Gesicht mit fragendem Blick zuwandte, sich erschrocken entschuldigte, mich nicht gleich als „meine Dame“ angesprochen zu haben, dabei verzweifelt nach Erklärungen suchend, weshalb ihr eine solche Fehlidentifizierung unterlaufen war“ (Anders 1984: 123)

Der Schrecken der Marktfrau erscheint als ein doppelter: sie muß fürchten, ihren Augen nicht trauen zu können und verkannt zu haben, was doch jedem ‚offensichtlich‘ sein muß und sie muß fürchten, beleidigt zu haben, was doch ein Recht hat, richtig angesehen zu werden. Die Transsexuelle in der Situation stellt die Selbstverständlichkeit ihrer Geschlechtszugehörigkeit wie das Echo einer Frage als Unverständnis für Unverständnis dar. Die Betrachterin sieht sich plötzlich gezwungen, etwas freundlich Postuliertem hinterherzulaufen, sie ‚beeilt‘ sich, weil es sich eben ‚von selbst‘, und d. h. *ohne* ihr zeitraubendes Verstehen verstehen soll.

Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit ist ein gegenseitiges Entgegenkommen und auch eine dichte Kollaboration in der *Unkenntlichmachung* eines Konstruktionsprozesses. In Interaktionen wird etwas von ihnen Abgelöstes erzeugt. Darsteller und Betrachter erleichtern sich

dabei ihre Parts bis zur völligen Unscheinbarkeit. Sie werden vollzogen, als anerkenne man sich in einer nur natürlichen Geltung und nehme nur lapidar zur Kenntnis, was ‚selbstverständlich‘ der Fall ist. ‚Selbstverständlich‘ ist die Formel, mit der ein geschehenes Entgegenkommen, mit der Mühe und Unsicherheiten, das Stattfinden einer Entscheidung und vor allem die *Zeit* des Konstruktionsprozesses negiert werden. Daß Teilnehmer ihr Geschlecht ‚selbstverständlich‘ haben, heißt eben: mit der zeitlosen Ewigkeit des ‚Natürlichen‘ und der halben Sekunde des ‚Offensichtlichen‘.

Daß es mit der Vertrauenswürdigkeit von Geschlechtsdarstellungen auch immer um die der Wahrnehmung geht, zeigt Darsteller und Betrachter in fundamentalen Zuständigkeiten abhängig voneinander. In dieser Abhängigkeit liegt der Grund für ihre Kollaboration. Über das Bewahren der kulturellen Ressourcen hinaus bewahren Teilnehmer einander vor dem geschlechtlichen Gesichtsvorwurf und vor dem Erschrecken des Irrtums. Sie bestätigen sich ihre Geschlechtszugehörigkeit als Teil des persönlichen Wertes und als Teil der Objektwelt, so wie sie sich ihren Augen darbietet.

Die Kehrseite dieses reziproken Schutzes geschlechtlicher und kognitiver Integrität ist die soziale *Kontrolle*, die das Durchhalten einer Geschlechtszuständigkeit absichert. Für Transsexuelle manifestiert sie sich immer wieder in der Anrede mit dem alten Geschlechtstitel oder Vornamen. Auch in ihm ist die Geschlechtszuständigkeit bezeichnet und so auch gegen situative Darstellungen festgehalten. Überdies geht die schriftliche Fixierung des Namens als ‚Personalie‘ in Dokumente ein, für die und in denen jemand etwa ein ‚Mann‘ bleiben kann, auch wenn ihm das in Interaktionen niemand mehr glaubt.

Transsexuelle machen bei ihrem Wechsel aber nicht nur die Erfahrung, von Personalausweisen und Geburtsurkunden (meist vorübergehend) in ihrer alten Geschlechtszugehörigkeit gehalten zu werden, sondern auch vom Gedächtnis derer, die sie als Personen *kennen*. Denn anders als Dokumente sind Darstellungen als Verkörperungen in einem überschaubaren Lebensraum aus lokalen Beziehungen angesiedelt, in denen jemand als ‚Herr X‘ oder ‚Frau von Y‘ bekannt ist. Seine Geschlechtszugehörigkeit ‚kursiert‘ dort nicht rückholbar. Der Geschlechtswechsel ist daher für viele Transsexuelle ein Ausstieg. Er geht oft mit einem Orts- und Beziehungswechsel einher. Denn Teilnehmer werden von anderen Teilnehmern für

ein und *in* einem Geschlecht gehalten. Sie sind *ihr* ‚Vater‘, ‚Gatte‘, ‚Patient‘, ‚Sohn‘, *ihre* ‚Freundin‘, ‚Kollegin‘, ‚Nachbarin‘, ‚Schwester‘ usw.

Jaqueline tun die Transvestiten leid: die seien so fest in Beruf und Familie eingebunden, „die können einfach nich raus aus ihrer Haut“.

Der Geschlechtswechsel als Häutung, das ist das Abstreifen einer ‚sozialen Haut‘ lokaler Bekanntheit, mit der Teilnehmer als ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ in ein Netzwerk von Beziehungen integriert sind. Die Haut der geschlechtlichen Integrität hat ‚den Körper‘ gewissermaßen als ihre anonyme fleischliche Innenseite. Sie ist vielleicht der wichtigste Garant der kontinuierlichen Wahrung einer ‚Grenze‘ zwischen den Geschlechtern. Untrennbar von den Zwängen scheint dabei das von den Geschlechtsgeltungen unterstützte emotionale Verwachsen-sein²⁷ von Teilnehmern mit ihrer Geschlechtszuständigkeit, das Transsexuelle so grundlegend von gebürtigen Frauen und Männern unterscheidet: „Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehung zum Image machen aus jedem Menschen seinen eigenen Gefängniswärter; dies ist ein fundamentaler sozialer Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle gerne mag.“ (Goffman 1971: 15)

6. Der Kontext der Geschlechtskonstruktion

Ich habe in dieser Arbeit gegen die Vorstellung einer ‚natürlichen Basis‘ die alltägliche Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit durch Teilnehmer beschrieben. Deren situative Aktivitäten sind nicht an biologische Vorgaben gebunden, aber sie sind *eingebunden* in einen gesellschaftlichen Kontext, der vor allem aus den *historischen Beziehungen* konstruierter Geschlechter besteht. Diesen Zusammenhang möchte ich abschließend kurz für Darstellungen (1), Attributionen (2) und die Signifikanz des Geschlechts für Teilnehmer (3) aufzeigen.

²⁷ Hagemann-White (1984: 85ff.) betont, stärker der Psychoanalyse folgend, diese emotionale Dimension der Geschlechtszugehörigkeit. Aber auch sie sieht die Identitätsbildung *eingelassen* in ein kulturelles System. Ähnlich wie Garfinkel, der in der geschlechtlichen Selbstzuordnung von Teilnehmern die Wahrung ihrer einfachsten Lebensrechte gesichert sieht, bezeichnet sie sie als *kulturelle* Bedingung der Möglichkeit von Identität (1985: 234). Mir scheint damit allerdings zuwenig berücksichtigt, daß Personen in ihrer Geschlechtszuständigkeit nicht im gleichen Maße krankbar sind (s. zu *graduellem* ‚Sex-Typing‘ Bem 1981).

1. Goffman (1977) beschreibt zwei Formen sozialstruktureller Bedingungen der Inszenierung von Geschlechtsunterschieden. Zum einen ‚institutional genderisms‘, die wie interaktive Geschlechtsdarstellungen ‚Geschlechtsunterschiede‘ augenfällig machen: räumliche Segregationen von sanitären Anlagen, die Geschlechtertrennung im Sport und durch Arbeitsteilung. Zum anderen Arrangements, die soziale Situationen als *Gelegenheiten* interaktiver Geschlechtsdarstellung vorstrukturieren. Diesen Effekt hat vor allem die heterosexuelle Paarbildung: „Pair formation creates a mutually captive audience“ (1977: 321). Besonders latente Paarbildungsregeln, die etwa dafür sorgen, daß Frauen von ihren Partnern überragt werden, konstituieren z. B. Unterschiede der Körperkraft so, daß sie als ‚natürliche‘ erfahren werden können und machen so statistische zu sozialen Differenzen.

Goffmans Betonung der Arrangiertheit *verschiedengeschlechtlicher* Interaktionen scheint mir noch aus weiteren Gründen angebracht: Die Naturalisierung kulturell unterstellter ‚Geschlechtseigenarten‘ dürfte einem andersgeschlechtlichen Interaktionspartner gegenüber leichter sein, da seine Inkompetenz in der Produktion der anderen Geschlechtsgeltung diesen Prozeß unauffälliger macht.²⁸ Überdies kann in heterosexuellen Paarrangements *jede* Differenz auf Geschlechtsverschiedenheit zugerechnet werden und zwar in der Binnen- wie in der Außenwahrnehmung.²⁹ Es sind weitgehend offene empirische Fragen, was soziale Situationen zu Stilisierungsforen für Geschlechtszugehörigkeit macht und was alles zur Naturalisierung von Geschlechtsdarstellungen beiträgt.

2. Die Geschlechtswahrnehmung scheint auf zweierlei Weise sozialstrukturell präformiert. Zum einen könnten die Geschlechterbeziehungen und d. h. auch in den westlichen Industriegesellschaft

²⁸ Dafür spricht auch der allgemeine sozialpsychologische Befund, daß die ‚outgroup‘ (z. B. ‚die Männer‘) undifferenzierter wahrgenommen wird als die ‚ingroup‘ (s. etwa Brigham/Barkowitz 1978).

²⁹ Von daher habe ich einige Zweifel an Luhmanns These, daß gerade in (emanzipierten) Paarbeziehungen die Geschlechterunterscheidung „modern, das heißt als Nichtunterscheidung praktiziert werden“ könne (1988: 66). Wie sehr sexuelle Orientierung und Geschlechtsklassifikation kulturell verknüpft sind, zeigt sich auch darin, daß gleichgeschlechtliche Beziehungen in der Wahrnehmung der Sexologie Anlaß zur Suche nach einem ‚Dritten Geschlecht‘ gaben.

ten die Dominanz der Heterosexualität³⁰ und die von Männern, direkt in die Geschlechterwahrnehmung eingelassen sein. Kessler/McKenna (1978: 150) nennen Anhaltspunkte für eine gewisse Disposition, eher ‚Männer‘ als ‚Frauen‘ zu sehen. Dazu gehört, daß Babys eher für ‚männlich‘ gehalten und Mädchen öfter als Jungen verwechselt werden. Sie halten Geschlechtsattributionen ähnlich dem generischen ‚he‘ der Geschlechtsbezeichnung für androzentrisch. Asymmetrien in den Chancen transsexueller Frauen und Männer ‚durchzukommen‘, bestätigen diese Vermutung teilweise. Es ist offenbar beleidigender, ‚Männer‘ zu verkennen und wird deshalb konsequenter vermieden.

Zum anderen ist nach Identifikationsnotwendigkeiten und ihren Institutionalisierungen zu fragen. Wodurch wird die Attributionspraxis gesellschaftlich gefordert? In einem wissenssoziologischen Rahmen läßt sich hierzu nur mit Goffman (1977) auf die reflexive *Begründung* der Produktion von ‚Geschlechtsunterschieden‘ mit ‚Geschlechtsunterschieden‘ verweisen³¹ und mit Garfinkel (1967) auf die elementare moralische Selbstverständlichkeit der Praxis im Kontext unseres Alltagswissens. Begnügt man sich damit, wird die Geschlechtsunterscheidung jedoch enthistorisiert. Es ist nach praktischen Relevanzen zu fragen.

Die klassische ethologische Antwort darauf ist die Fortpflanzungsnotwendigkeit. Birdwhistell (1970: 46) etwa sieht in der Verwischung des geschlechtlichen ‚Signalsystems‘ tatsächlich den Fortbestand der Gattung gefährdet. Die Anwendung dieser biologischen Axiomatik auf Menschen würde allerdings eine kommunikationslose Fortpflanzungspraxis voraussetzen. Wahrscheinlich wird man von situativ variablen Identifikationsnotwendigkeiten ausgehen müssen. Wir müssen ‚es‘ nicht mit der gleichen Dringlichkeit bei einem Anrufer, Autor, Passant, Gesprächspartner, Sexualpartner wissen. Aber sicherlich zählen zu den Hintergrundrelevanzen die Umgangskonventionen, die sozialisatorische Orientierung auf Monosexualität³² und schließlich natürlich auch Privilegierungen von ‚Männern‘ und Benachteiligungen von ‚Frauen‘.³³

All dies (und vieles mehr) macht es wichtig, die Geschlechtszugehörigkeit von Teilnehmern zu ‚kennen‘.

3. Schließlich kann man nach der Signifikanz des Geschlechts für Teilnehmer fragen. ‚Mann‘-Sein heißt nicht nur ‚Nicht-Frau‘-Sein, sondern auch situativ Verschiedenes dem gleichen oder dem anderen Geschlecht gegenüber, in der Wissenschaft etwas anderes als in Beziehungen zu Kindern, in erotisierten Interaktionen mehr als in ‚sachlichen‘. Zu dieser Situationsabhängigkeit (zu der auch der lokale Minderheitenstatus gehört) kommt natürlich die Alters-, aber auch eine Geschlechtsabhängigkeit. ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ haben ihr Geschlecht verschieden. Es kann wichtiger sein, einen ‚Mann‘ richtig zu erkennen, aber das Frau-Sein wird – wie Wedel (1978: 122) gegen Goffman einwendet – häufiger signifikant gemacht. Männer haben den Phallus, aber ‚das Geschlecht‘ sind eher die Frauen; d. h. sie sind Thema, wenn es um Geschlechtszugehörigkeit geht. Dies liegt wohl daran, daß sie in einer von Männern dominierten Kultur (und besonders Schriftkultur) das *andere* Geschlecht im Sinne de Beauvoirs sind; und das kann auch heißen, das Geschlecht, das sich selbst mehr durch die Augen des anderen sieht als dieses.

Die Zusammenhänge der Geschlechtskonstruktion mit den Geschlechterbeziehungen machen deutlich, daß man nach dem ‚Geschlechtsunterschied‘ *auch* in der Geschlechtsunterscheidung keine ‚Basis‘ finden wird. Die kulturelle Signifikanz und die soziale Relevanz des Geschlechts bedingen einander. Seine Eindeutigkeit besteht nur als Effekt von Konstruktionsleistungen, die auf dem Hintergrund

³² Der Psychoanalytiker Flügel schreibt 1930 über die ‚Abwehr‘ homosexueller Neigungen in der Geschlechtsidentifikation: „Es ist als müßte um jeden Preis ein Fehltritt vermieden werden; am besten bewahrt uns vor einem solchen Fehltritt eine sexuelle Differenzierung, die auf den ersten Blick erkennen läßt, ob ein bestimmtes Individuum zu der Gruppe möglicher Sexualobjekte gehört oder nicht.“ (in: Düttmann 1986: 447)

³³ So gibt der (im doppelten Sinne) ‚diskriminierende‘ Verweis auf das Frau-Sein etwa bei Einstellungen dem Geschlecht Signifikanz und dem Frau-Sein eine bestimmte praktische Bedeutung. Sexistische Stellenausschreibungen sind hier zwar kritisiert worden, die Diskriminierungen stützen sich aber natürlich auf die geschlechtliche Kennzeichnung der Bewerbungsschreiben, Zeugnisse etc., die es ‚ganz selbstverständlich‘ erleichtert, die Geschlechtszugehörigkeit in diesen Kontexten relevant zu machen.

³⁰ s. Fußnote 17

³¹ Auch Matthews verweist auf diese Zirkularität von Geschlechtsattributionen, Eigenarten und Verhaltensweisen: „... any behavior in which I engage can be described as something a person of my gender does and the ‚fact‘ that I am male or female can be used to ‚explain‘ my behavior“ (1982: 32).

gesellschaftlicher Relevanzen erbracht werden. Die logische Grundoperation der Unterscheidung kann daher für *Theorien* einen Anfang bilden (Luhmann 1988: 48f.), für soziale Prozesse erscheint so eine Vorstellung wenig sinnvoll. Wenn Kessler/McKenna schreiben „where there are dichotomies it is difficult to avoid evaluating one in relation to the other, a firm foundation for discrimination and oppression“ (1978: 164), so stimmt in einem anderen Sinn von ‚Fundierung‘ auch die Umkehrung des Satzes. Es ist klar, daß das die Frauenbewegung in die paradoxe Lage bringt, mit jeder Thematisierung von Ungleichheit die Reifikation der Geschlechtsunterscheidung fortzusetzen. Aber dies ist nicht einfach ein logisches Paradox, als das Luhmann es identifiziert, sondern ein strategisches und nur praktisch-politisch aufzulösen.

Eine *soziologische* Aufgabe ist, eine Perspektive und Begrifflichkeit zu entwickeln, die einer historischen Situation entspricht, in der aus der eigenen Geschlechtszugehörigkeit immer weniger Orientierungen und aus der fremden immer weniger Interpretationen von Handlungen zu gewinnen sind. Wenn wir etwa weiter von ‚Geschlechtsrollen‘ sprechen, schreiben wir theoretisch Positionen und Verhaltensweisen ein Geschlecht zu, deren Sexuierung für Teilnehmer nicht nur an Legitimation verloren hat, sondern zum Teil auch sinnlos geworden ist. Symptome dessen können uns zunehmend auf der Straße begegnen: jene Androgynen, die in der Verrätselung ihres Geschlechts unsere Wahrnehmungskompetenz zwar herausfordern mögen, die zu identifizieren uns aber mit *unseren* Augen schon nicht mehr möglich ist oder von Bedeutung erscheint.

Literatur

Anders, R., 1984: Grenzübertritt. Frankfurt: Fischer
 Barthes, R., 1986: Rhetorik des Signifikats: Die Welt der Mode. S. 291–308 in: S. Bovenschen, 1986
 Beardsley, E. L., 1974: Referential Genderization. Philosophical Forum 5: 285–293
 Beauvoir, S. de, 1951: Das andere Geschlecht. Hamburg: Rowohlt
 Bem, S. L., 1981: Gender Schema Theory: A Cognitive Account of Sex Typing. Psychological Review 88: 354–364
 Birdwhistell, R., 1970: Kinesics and Context. Pennsylvania: Penguin
 Bovenschen, S., 1979: Die imaginierte Weiblichkeit. Frankfurt: Suhrkamp
 Bovenschen, S. (Hrsg.) 1986: Die Listen der Mode. Frankfurt: Suhrkamp

Brigham, J. C./Barkowitz, P., 1978: Do “they all look alike”? Journal of Applied Social Psychology 8: 306–318
 Connell, R. W., 1985: Theorizing Gender. Sociology 19: 260–272
 Cucchiari, S., 1981: The gender revolution and the transition from bisexual horde to patrilocal band. S. 31–79 in: S. Ortner/H. Whitehead 1981
 Devereux, G., 1967: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München: Hanser
 Duden, B., 1987: Geschichte unter der Haut. Stuttgart: Klett
 Duerr, H. P., 1988: Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß. Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp
 Düttmann, A. G., 1986: Die Ehrfurcht vor der Maske. Mode, Erotik, Geschlecht. S. 438–457 in: Bovenschen 1986
 Gallagher, C./Laqueur, T., 1987: The Making of the Modern Body. Berkeley: University of California Press
 Garfinkel, H., 1967: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall
 Goffman, E., 1971: Interaktionsrituale. Frankfurt: Suhrkamp
 Goffman, E., 1974: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Frankfurt: Suhrkamp
 Goffman, E., 1977: The Arrangement between the Sexes. Theory and Society 4: 301–331
 Goffman, E., 1979: Gender Advertisements. Cambridge: Harvard Press
 Goffman, E., 1980: Rahmenanalyse. Frankfurt: Suhrkamp
 Hagemann-White, C., 1984: Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen: Leske
 Hagemann-White, C., 1985: Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren. S. 224–235 in: C. Hagemann-White/M. Rerrich (Hrsg.), FrauenMännerBilder. Bielefeld: AJZ
 Jayyusi, L., 1984: Categorization and the Moral Order. Boston: Routledge
 Kessler, S./McKenna, W., 1978: Gender – An Ethnomethodological Approach. New York: Wiley
 Knorr-Cetina, K., 1984: Die Fabrikation von Erkenntnis. Frankfurt: Suhrkamp
 Lipp, W., 1986: Geschlechtsrollenwechsel. Formen und Funktionen am Beispiel ethnographischer Materialien. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38: 529–559
 Lippa, R., 1983: Sex typing and the perception of body outlines. Journal of Personality 51: 667–682
 Luhmann, N., 1988: Frauen, Männer und George Spencer Brown. ZfS 17: 47–71
 Martin, M./Voorhies, B., 1975: Female of the Species. Columbia University Press
 Matthews, S., 1982: Rethinking Sociology through a Feminist Perspective. The American Sociologist 17: 29–35
 McConnell-Ginet, S., 1978: Intonation in a Man’s World. Signs 3: 541–559

- Meijer, I. C., 1987: Borderfights about real and other women. S. 89–111 in: Conference Reader „Social Science 2“ of the International Conference on Gay and Lesbian Studies. Amsterdam
- Mol, A., 1988: Baarmoeders, Pigment en Pyramiden. *Tydschrift voor Vrouwenstudies* 35: 276–289
- Ortner, S./Whitehead, H., 1981: *Sexual Meanings. The Cultural Construction of Gender and Sexuality*. Cambridge: University Press
- Pomata, G., 1983: Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie. *Feministische Studien* 2: 113–127
- Ryle, G., 1969: *Der Begriff des Geistes*. Stuttgart: Reclam
- Thompson, S./Bentler, P., 1971: The Priority of Cues in Sex Discrimination by Children and Adults. *Developmental Psychology* 5: 181–185
- Tyrell, H., 1986: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 450–489
- Wedel, J., 1978: Ladies, We've been framed! *Theory and Society* 5: 113–125
- Wex, M., 1980: „Weibliche“ und „Männliche“ Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse. Frankfurt: Frauenliteraturvertrieb H. Fees